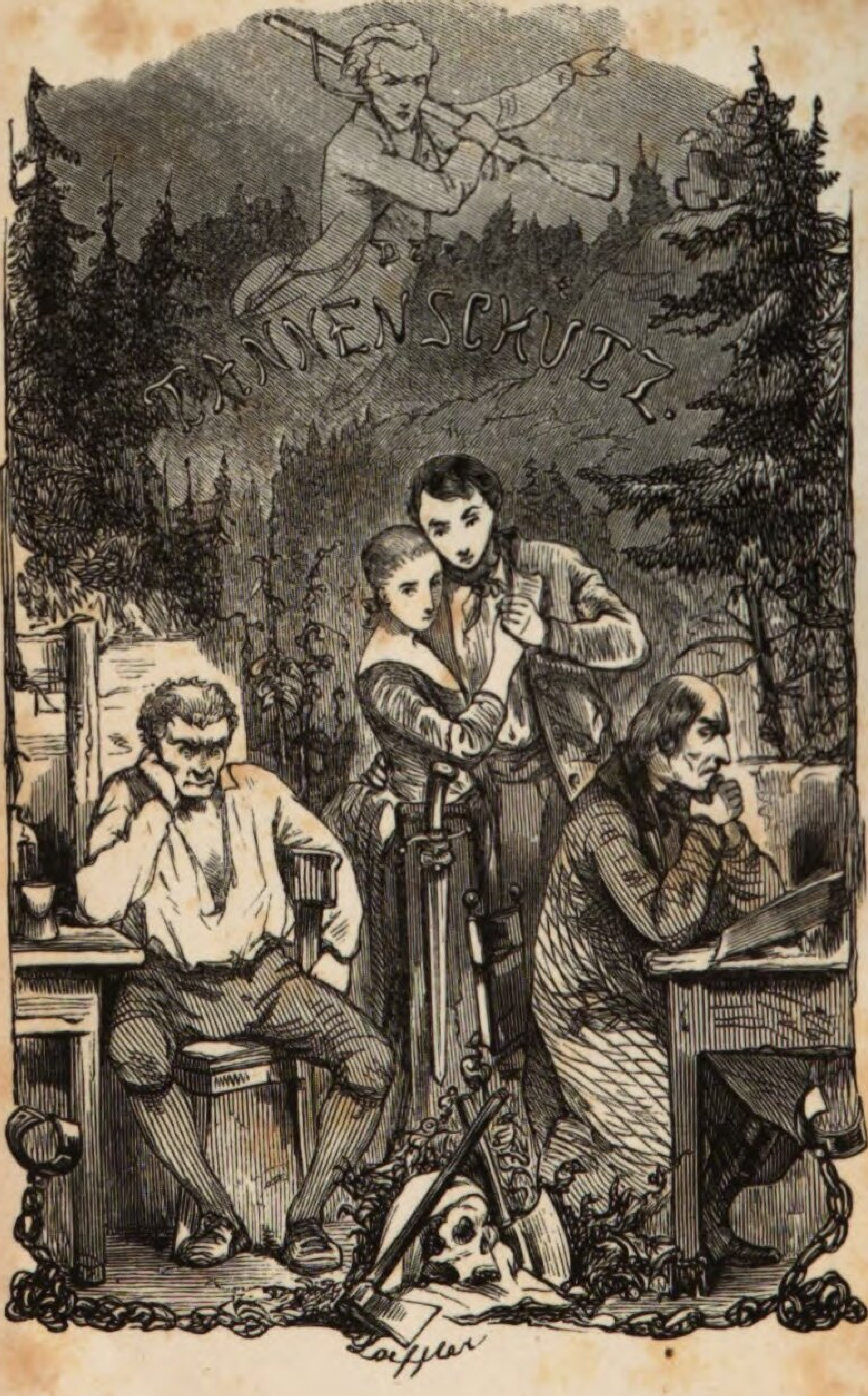
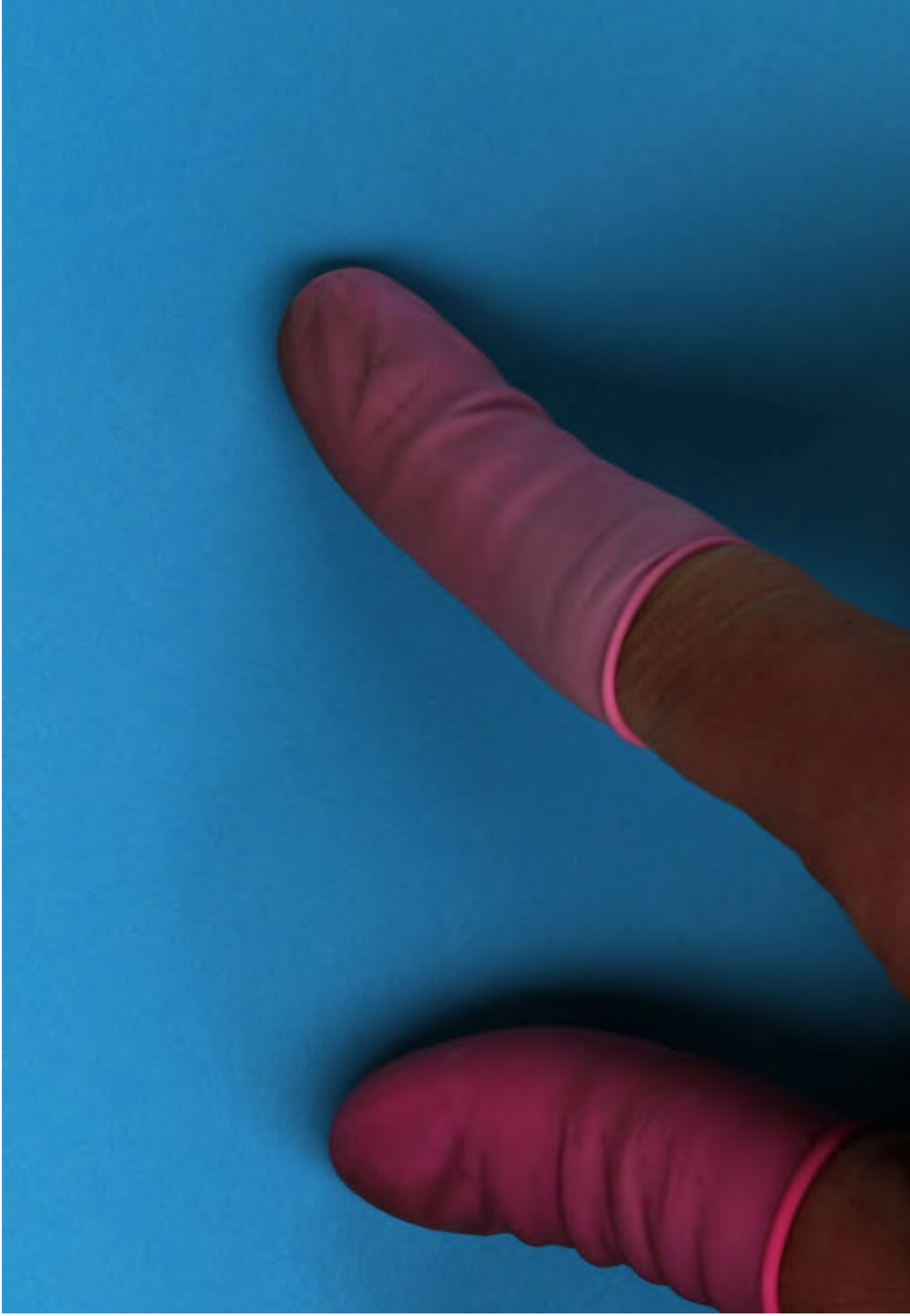
DER TANNENSCHÜTZ.




DER
TANNENSCHÜTZ.
Loeffler





Der Tannenschütz.

Weihnachts-Novelle für 1851.

Von

Otto Müller.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1852.

Ein tragisches Geschick, eine Verkettung von außerordentlichen Umständen und Begebenheiten pflegt uns immer dann am meisten zu ergreifen und unsere Theilnahme zu erwecken, wenn die Menschen, die wir davon betroffen sehen, den höheren Kreisen der Gesellschaft angehören, und begünstigt durch Geburt, Reichthum, Talente oder Bildung eine Stellung in der Welt einnehmen. Als wenn das Schicksal, das den Marmorpalast heimsucht, ein anderes wäre wie das der Hütte! Als wenn die Hoheit, die in Purpur wandelt, der Name, den die Geschichte verherrlicht, ein Ansehen hätten jener Macht gegenüber, die den stolzesten Nacken beugt wie den niedrigsten, und Jedem die Kette des Verhängnisses an die Ferse schlägt, gleich unentrinnbar für den König wie für den Bettler.

Und doch ist es so, und wohl der Welt, daß es so ist! Denn würde alles Leid dieser Erde, bekanntes und unbekanntes, mit demselben Auge angeschaut, mit demselben Maße gemessen, die Menschheit hätte bald ihre letzte Thräne ausgeweint und der Engel Mitleid wandelte ungerührt an Palast und Hütte vorüber.

Darum wohl der Welt, daß es so ist; daß so viele Seelengröße, so viel herrlicher Heroismus des Herzens, so viel reiner Adel des Geistes und Gemüthes ungekannt und ungenannt dem tönenden Pfeil des zürnenden Gottes erliegen, unverstanden wie ein Räthsel, dem hienieden keine Lösung beschieden, aus dem Leben gehen, ohne daß sie je ein Auge fanden, das sie zu würdigen und zu beweinen verstand.

Es gibt eine alte Geschichte, rührend-leidvoll und traurig, werth, daß sie ewig jung bliebe in Schrift und Gedächtniß aller guten Menschen. Das ist die Geschichte von jener Liebe, die in Treue bis zum Tode versöhnen wollte, was Haß und Schuld an Unheil in der Familie angerichtet. Wer kennt sie nicht, diese rührende Geschichte, auf dem reinsten Blatte der Annalen Verona's mit unvergänglichen Zügen verzeichnet, die Geschichte von Romeo und Julia? Klingt sie doch aus jedem Nachtigallenlied, duftet aus jeder Frühlingsrose! Und Lied und Rose sorgen dafür, daß diese Geschichte ewig jung bleibt und die Thränen ihrer Lust und ihres Leides niemals ausgeweint werden. Wie ein in dunkler Erdennacht verlorener Strahl der ewigen Liebe wandelt sie durch alle Zeiten und Zonen und sucht immer von Neuem das himmlische Licht, von welchem sie ausging. Jahrhunderte lang liegt sie dann wieder in Mythendämmerung begraben, und nur der

Dichtergeist entzündet an ihr seine belebende Flamme; aber plötzlich wacht sie wieder auf; und fragst du, wer sie weckte, staunst du, von wo sie kam, sie sagt es dir nicht. Vielleicht von unten, tief unten, wo die stillen Bächlein gehen und die frommen Zwerge noch immer an Schneewittchens gläsernem Sarge sitzen; vielleicht von oben, hoch oben, wo die jubelnde Lerche sich in heiliger Morgenfrühe ihr Lied holt bei der Frau Wolke, wenn der Tag die liebemüde Nacht mit goldenem Arme umfängt. Denn das nur wissen wir, daß Schneewittchen nicht todt ist und die Lerche, die Julia in Romeo's Armen weckte, auch noch lebt. Stirbt ja doch nichts Holdes und Süßes in der Welt, sondern wandelt nur und kehrt wieder; Mährchen, die einmal Wahrheit gewesen, haben die Erde lieb, und nur der Mensch weiß, was Vergessenheit ist.

So auch das Mährchen von Verona.

Aber diesmal ist's nicht das Haus fürstlicher Ahnen, nicht der stolze Palast des Nobili, in dem es einkehrt. Fern von Verona's lieblichen Fluren und Italiens süßduftenden Orangenhainen, fern von des Südens liebedurchschwängerten Lüften sucht es sich diesmal seine Herzen in rauherer Zone, in einsamen deutschen Bergen. Wie die Schwalbe des Südens baut es sich dort unter niederem Dache an, heimlich-traulich nistet's sich ein in der Schuld grauenvoller

Nähe. Aber das Mährchen von Verona, wo es auch einkehrt, verläßt nur mit dem blumengeschmückten Sarge der Liebenden die Schwelle wieder, wo es sein holdes Opfer sich geholt hat. Dann, nach kurzer Rast, eilt es fort, fliegt vielleicht mit den Schwalben dahin, — weit, weit, über Alpen und Meere.

Im östlichen Theile der Provinz Oberhessen liegt der Vogelsberg, ein vier bis fünf Meilen langes und ungefähr vier Meilen breites Basaltgebirg, welches sich bis zur hanauischen und fuldaischen Grenze erstreckt, in seinen Thälern meistentheils fruchtbar, auf seinen Höhen aber sehr rauh und der Kultur wenig zugänglich ist. Hier, und zwar im rauhesten Theile dieses unwirthbaren Gebirgszugs, der in zweiunddreißig Aesten ausläuft, auf dem sogenannten Oberwald, einer großen, fast ganz mit Wald bedeckten Hochebene, liegt ein altes lutherisches Pfarrdorf, das schon im vierzehnten Jahrhundert in den Urkunden und Chroniken jener Gegend genannt wird. Der Boden, der an vielen Stellen Eisenstein enthält, wodurch bekanntlich die Vegetation außerordentlich verkümmert wird, und der noch obendrein überall mit größeren und kleineren Steinen vermischt ist, zeigt wenig Ergiebigkeit, und die durch das rauhe Klima ohnedieß sehr beschränkte

Kultur gewinnt ihm, selbst beim angestrengtesten Fleiße, kaum des Lebens äußerste Nothdurft ab. Die Viehzucht, gefördert von den an würzigen Kräutern reichen, oft stundenlangen Berghaiden, bildet den vornehmsten Nahrungszweig dieser armen Gegend, während der Boden, neben uralten Waldungen, fast Nichts erzeugt als Hafer, Flachs und Kartoffeln, dazu einige verkrüppelte Steinobstbäume, die aber nur selten einen spärlichen Herbstertrag abwerfen.

Es ist ein trauriges Land, dieser Oberwald mit seinen alten Dörfern, seinen alten Wäldern und alten Basaltkuppen, deren schwarze Häupter der Vorberge Gipfel krönen. Allerdings hat auch der Vogelsberg seine freundliche Jahreszeit und zeigt dann manche romantische Naturschönheit. Dann bedecken sich die Berghaiden über und über mit blühendem Quendel und Thymian, was der Landschaft stundenweit ein eigenthümlich reizendes rothbraunes Kolorit verleiht. Aber im Winter, der hier eben so schneereich ist als der Sommer nebelduftig, wenn der rauhe Nord über die beeiste Hochebene fährt und Wege und Dörfer fast ganz unter Flugschnee begräbt, so daß kaum noch der schwere Rauch einen Ausgang durch die dunkeln Strohdächer findet, magst du dich vergebens nach einem freundlichen Ruhepunkt für das Auge umsehen. Weit und breit liegt dann Alles kahl und öde vor dir,

glänzende Eisflächen starren wie Gletscher an den steilen Bergwänden nieder, alle Pfade und Wege sind vom Schnee verschüttet, so daß, wer des Landes nicht ganz kundig, wohl daran thut bei seinen Wanderungen durch dieses winterliche Gefild sich eines Führers zu bedienen; denn schon Mancher, der sich nahe am Ziele wähnte, verirrte sich in der unwirthbaren Gegend, versank spurlos unter trügerischer Schneedecke und sein Leichnam wurde erst wieder aufgefunden, wenn der Winter in Bächen thalwärts schmolz und die Höhen allmählig frei von Eis und Schnee wurden.

Auf Meilen in der Runde erblickt man dann oft kaum eine menschliche Seele, nicht einmal ein Thier im Schneegefild. Das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen des Forstes, und höchstens schleicht ein lungernder Fuchs um die Dörfer und Bauernhöfe und stößt von Zeit zu Zeit ein mißtönendes Geheul aus, das dem heisern Bellen eines kranken Hundes gleicht. Selbst der Rabe verläßt dann seine winterliche Höhe, kehrt in den Dörfern bei seinen Feinden, den Menschen ein und legt seine angeborene Scheu oft so weit ab, daß er auf der Schwelle der Hütten sitzt und traulich der milden Hand wartet. Spät erst, wenn schon längst in der Ebene gen Süden, der gesegneten Wetterau, die Felder grünen, erscheint der langersehnte Lenz auch auf den rauhen Höhen des Vogelsbergs und

rührt mit seinem goldenen Zauberstab an die erstarrte Schöpfung, daß sie aufwacht aus langem Winterschlaf und aus Scholle und Knospe in's keimende Daseyn drängt. Aber selbst dieses Erwachen ist ein gewaltsames, ängstliches, wie von schwerem Alpdrücken. Denn die Berge senden wilde Sturzbäche in's Thal, die sich selbst ihr Bett graben, wodurch oft das beste Gelände auf Jahre hinaus versandet und zerrissen wird; oder der Sturm wirft zugleich mit den Eislasten die stärksten Bäume nieder, die Bergströme schwellen mächtig an und brechen verheerend aus ihren Dämmen. Und damit wir auch der Menschen nicht vergessen, die gleichfalls zu neuem Daseyn erwachen wollen, so sey hier bemerkt, daß meistens ihre Noth erst recht anfängt, wenn der Winter vorbei ist und mildere Tage kommen. Denn der letzte Vorrath ist aufgezehrt, selbst das rauhe Haferbrod fällt nur noch in dünnen Scheiben ab, und bis die Mühlen, vom Eise befreit, wieder im Thale gehen, ist selbst bei den wohlhabenderen Bergbewohnern das Mahlkorn selten geworden. Nur die Kartoffel schützt dann noch den deutschen Irländer vor dem Hungertode, und wohl mag das alte Sprüchwort dortiger Gegend recht haben, welches lautet: „Wenn die Schlehen und Holzäpfel nicht gerathen, gibt's weder zu sieden noch zu braten."

Das Dorf Altenhain lag am Abhange eines ziemlich steilen Berges und seine Hauptstraße war zur Winterszeit wegen des glatten abschüssigen Pflasters kaum zu befahren. Das letzte Haus auf der Höhe linker Hand, wenn man durch den Hohlweg in den Ort herunterkam, war das Pfarrhaus; ein im Vergleich zu den übrigen Bauernwohnungen stattliches zweistöckiges Gebäude mit einem geräumigen, von Ställen eingeschlossenen Hofe, der nach der Straße zu offen lag und im Hintergrund einen großen Obstgarten zeigte. Das Ganze hatte ein äußerst reinliches, einladendes Aussehen, besonders wenn zur Sommerszeit das kleine Blumengärtchen davor in vollem Flor stand und die schlanken Malven wie zum Gruße von der Mauer auf die Straße herabwinkten. Man sah es dem Hause schon von außen an, daß hier gute Menschen wohnten; wie aus freundlichen Augen blickte Einem aus den hellen Fenstern die Gastlichkeit entgegen und auch das Storchennest auf seinem alten Dache schien andeuten zu wollen, daß, wer hier einkehre, auf herzlichen Willkomm zählen dürfe.

Es war im Spätsommer des Jahres 18 . . an einem Nachmittage; ein schweres Gewitter, welches sich in drohenden Wetterwolken über den Bergen zusammengezogen hatte, war eben nach wenigen heftigen Donnerschlägen und einem kurzen Regen vorübergegangen, die

Sonne beschien wieder hell die abgekühlte Erde und die Natur athmete nach einem schwülen Tage erquickt auf. — Im Garten, der an das Pfarrhaus stieß, saßen drei Personen, die sich gleichfalls an der erfrischenden Kühle labten, welche das Gewitter in der Atmosphäre zurückgelassen hatte. Noch tropften die Blätter der Laube vom Regen und die vom Thau getränkten Rosen hingen schwer an ihren Zweigen nieder.

Es war Burkhard, der junge Pfarrer von Altenhain, mit seiner Gattin Friederike und deren jüngerer Schwester Auguste, welche sich nach dem heißen Tage die Zeit bis zum Abendessen mit heitern Gesprächen verkürzten, nachdem man übereingekommen war, daß ein so herrlicher Abend nicht im engen Zimmer hingebracht werden dürfe, sondern vollständig bis zum Sternenschimmer im Freien genossen seyn wolle. Auguste, die der Pfarrer schon zu wiederholten malen mit ihrer Gewitterfurcht aufgezogen hatte, verlor endlich die Geduld und rief lachend:

„Ja, wenn ich deine und deiner Frau bibelfeste Nerven hätte! Aber wir Leute in der Stadt haben nun einmal keinen Geschmack an dergleichen, wie ihr's nennt, erhabenen Naturscenen und interessiren uns höchstens in der Oper für solche Knalleffekte. Sagt was ihr wollt, es gehören wirklich robuste Nerven

dazu, um in eurem idyllischen Vogelsberg auszuhalten. Denn alles, was ich bis jetzt von den Reizen und Annehmlichkeiten desselben kennen lernte, setzt so viel Naturwüchsigkeit voraus, daß mir oft ganz unheimlich dabei wird; in der Stadt hat man wirklich keinen rechten Begriff von dem, was ihr auf dem Lande Romantik nennt, und ihr selbst wißt's vielleicht nicht einmal."

Friederike suchte der Schwester zu beweisen, worin eigentlich die Poesie des Landlebens bestehe, und warum sie dieselbe nicht fassen könne, als ihr Burkhard in's Wort fiel, indem er sagte: „So ganz unrecht hat Auguste in der That nicht. In den Nerven liegt allerdings der Unterschied, und gesund müssen letztere jedenfalls seyn, wenn man unserer rauhen Gebirgsnatur Geschmack abgewinnen will. Denn ist es wahr, daß unser Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß die Thätigkeit der Seele selbst aus dem Leben der Nerven hervorgeht, so muß es auch wahr seyn, daß alle unsere Anschauungen und Wahrnehmungen dadurch bedingt werden, der Mensch mithin am tiefsten und richtigsten die Natur empfindet, dem ein gesundes Nervensystem inwohnt. Was macht denn unsere moderne Gesellschaft, im Gegensatz zum unverkümmerten Leben des Landvolks, so blasirt und abgespannt, was ist schuld an dieser Raffinerie der Genußsucht, an dieser

geistigen Indolenz unserer sogenannten gebildeten Stände, als eben der Mangel an gesunden Nerven? Seht den Bauer; warum ist er der zufriedene und glückliche Mensch, wodurch erhält er sich seinen reinen, ungekünstelten Natursinn, seine Gefühlsunmittelbarkeit? Ja, warum steht er noch heute auf seinem alten geschichtlichen Boden und repräsentirt uns so gleichsam in seinem Stande noch immer die ursprünglichen Formen und Lebensverhältnisse der Gesellschaft? Wüßte er erst einmal, was Nerven sind, er würde bald aufhören, ein Sohn der Natur und der Geschichte zu seyn. Und gewiß ist es kein Paradoxon, wenn ich sage, an allem moralischen und physischen Elend der andern Stände ist einzig die Schwachnervigkeit schuld, die es uns unmöglich macht, das Leben noch mit frischen, gesunden Organen zu genießen. Wir sind nicht nur nervenschwach in unserem Leichnam, wir sind es auch in unserer Literatur, unserer Poesie, unserem Kunstgeschmack; ja unser ganzes politisches, sociales und philosophisches Leben krankt an dieser trostlosen Erschlaffung unserer Nerven, die jede produktive Kraft, jeden Schönheitsenthusiasmus von vornherein zerstört und die ganze Generation schwach und erbärmlich macht."

Auguste sagte: „Aber wenn gesunde Nerven allein die Bedingungen sind, durch die wir zu wahren und

rechten Menschen gedeihen, so müßten wir alle Bauern werden und zu den Kuhställen der Ursprünglichkeit zurückkehren." — „In gewissem Sinne allerdings," entgegnete Burkhard. „Wenigstens sollten wir uns einmal zu erklären suchen, warum der deutsche Bauer unter allen Ständen am meisten seine historische Physiognomie beibehalten und von allen socialen und politischen Revolutionen am wenigsten berührt worden ist, während sowohl Bürgerthum als Adel im Grunde längst ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben." — „Du wirst mir aber doch zugeben," sagte Auguste, „daß der Bauer, wie er neuerdings in den Dorfnovellen geschildert wird, ganz anders aussieht als er in Wirklichkeit ist, und daß sehr viel Phantasie dazu gehört, um ihn in dieser poetischen Umgestaltung wieder zu erkennen."

„Von Herzen gern geb' ich dir dies zu," versetzte der Pfarrer, „obwohl der gute Bauer gewiß nicht daran schuld ist. Ich habe auch einige dieser Dorfnovellen gelesen und möchte ihren Verfassern nicht rathen, mit solchen Copien den Originalen nahe zu kommen; sie würden an des Bauers Spott und seinen derben Fäusten ob solcher grundfalschen Schilderung eine sehr unangenehme Kritik erfahren. Alle diese neuern Poeten kennen entweder das eigentliche Wesen des Bauers gar nicht, oder sie selbst entbehren so sehr

aller Naturwahrheit, daß sie sich nimmermehr zur Romantik ihres Stoffes emporheben können. Es geht ihnen mit den Dorfgeschichten nicht besser wie früher mit ihren Salonsnovellen; in beiden Gattungen der Poesie herrscht dieselbe Unnatur, und ein Baron der Gräfin Hahn-Hahn ist eben so wenig im wirklichen Leben zu finden, wie der Bauer aus der modernen Dorfnovellistik. Nur die Blasirtheit unserer neuern Schöngeister konnte sich so weit von der wahren Romantik der Natur entfernen, und Immermann ist der Einzige, der uns in seinem Hofschulzen ein richtiges Bild vom Bauer entwirft, indem er ihn schildert wie er ist, nicht wie er dem phantasielosen Poeten erscheint, der sich überall nur an den äußerlichen Apparat des Dorflebens hält, und wohl recht gut den Hahn auf dem Miste, aber sehr schlecht das Herz in der Menschenbrust schildert. Auch Geßner zeichnete in seinen Idyllen Bauern und ließ sie sentimentalisiren und moralisiren, gerade wie unsere Heutigen; aber die Allongeperrücken, womit er seine Figuren ausstaffirte, waren eben so lächerlich als die Glacéhandschuhe, mit denen jetzt die Poeten die Dorfnovellistik bearbeiten. Das ist höchstens verbauerte Poesie, aber der Bauer darin fehlt überall."

„Ich bin nur begierig, wie es deinem Freund Ernst bei uns gefallen wird," sagte die Pfarrerin.

„Das Vaterhaus wird er freilich nicht wieder erkennen, und auch sonst hat sich vieles verändert, was zur Zeit, da sein Vater noch den Herrnhof im Dorfe besaß, seine Kindheit umgab.“ — „Wie freue ich mich auf dieses Wiedersehen!“ sprach Burkhard vergnügt. „Ernst sucht ja auch nichts weiter in Altenhain als uns, und wir gewinnen dafür einen lieben Gast, der uns gewiß vieles Interessante aus seinem bewegten, wechselvollen Leben erzählen kann.“ — „Wenn ich nur erst eine richtige Vorstellung von diesem Ernst hätte!“ rief die Schwägerin. „Mir ist nichts schrecklicher als so ein wildfremder Mensch, mit dem man urplötzlich in ein Freundschaftsverhältniß treten soll, bloß weil er des Schwagers Freund und ein Vogelsberger dazu ist.“ — „Du mußt Geduld haben,“ versetzte der Pfarrer lächelnd. „Ich selbst weiß kaum noch mehr von ihm, als daß er des pensionirten Amtmanns von Bernau einziger, sehr talentvoller Sohn war, im Dorfe nur der „böse Ernst“ hieß und von meinem Vater, der uns beiden den ersten Unterricht ertheilte, mehr als einmal Schläge bekam, weil er aller tollen Streiche voll und der Grammatik äußerst abhold war. Als sein Vater starb, kam Ernst von hier mit vierzehn Jahren weg, und seitdem sahen wir uns nicht wieder; er studirte in Göttingen die Rechte, ist aber später, als ihm von einer verstorbenen Tante eine reiche Erb-

schaft zufiel, gescheidt genug gewesen, das Corpus juris bei Seite zu werfen und auf Reisen zu gehen, von denen er jetzt zurückgekehrt ist.“

„Das läßt sich hören,“ sagte Auguste. „Meine Nerven stärken sich schon einigermaßen bei dem Gedanken, daß Ernst eine reiche Tante beerbt hat. Dies spricht jedenfalls für seine persönliche Liebenswürdigkeit, denn reiche Tanten zeigen immer einen guten Geschmack, zumal wenn sie ihr Testament aufsetzen.“ — Friederike rief lachend: „Nimm dich in Acht, Schwester! Ernst soll für Mädchen gar nicht ungefährlich seyn; er hat blaue Augen und braunes Haar!“

„Und wie alt?“ fragte Auguste. —

„Siebenundzwanzig Jahre und fünf Monate,“ antwortete plötzlich eine fremde männliche Stimme, und wie sie mit lautem Angstschrei von der Bank aufsprang, zertheilte sich die hintere Wand der Jasminhecke und durch die Zweige sah ein fremdes bärtiges Gesicht in die Laube, das bis zum Sprechen ähnliche Bild des Neffen einer reichen Tante.

Groß war die Freude der Pfarrleute, als der seit Wochen sehnlich erwartete Gast endlich da war und Burkhard der Gattin und Schwägerin seinen Jugendfreund Ernst Bernau vorstellen konnte. Dieser selbst fühlte sich schnell einheimisch in dem trauten Kreise, wo Alles ihn an die ersten Jahre seiner glück-

lichen Jugend erinnerte, deren altes Leben ihn nun wieder vollständig umgab, zwar mit neuen Menschen, sonst aber in allen Gegenständen und Eindrücken noch gerade so wie ehemals. Denn die Heimath läßt nicht von uns ab, so weit und lange wir uns auch von ihr entfernen mögen, und in einem Hauche, einem Tone zaubert sie uns plötzlich wieder alle holden und glücklichen Träume der Vergangenheit vor die Seele, Träume, die uns vielleicht nur täuschten, weil uns eben die Heimath fehlte, um sie zu erfüllen.

Kaum beschien die Sonne des folgenden Tages Ernst's Zimmer, so war er auch schon aus den Federn und schlich, während die Bewohner des Pfarrhauses noch schlummerten, durch die hintere Thüre in's Freie. Aus dem Garten gelangte er auf den Fußpfad, der zur Höhe hinanführte und sich oben im Tannenwald verlor. Diesen Weg beschritt Ernst; denn auf dem Berge hatte man eine herrliche Aussicht, weit über die Höhen des Vogelsberges hinaus, so daß man bei hellem Wetter deutlich die sanften Wellenlinien des Taunus unterscheiden konnte.

Ernst erreichte den Tannenwald, den Spielplatz seiner glücklichen Kindheit, und wie er in den von der Morgensonne hell beschienenen Forst eintrat, hatte er

ein Gefühl, als sey er erst gestern hier gewesen, und nicht trennten ihn lange Jahre voll reicher Erlebnisse und Schicksale von diesen Räumen alter Erinnerungen. So tief hatte die wildromantische Natur der Heimath seiner Seele ihre Eindrücke eingeprägt, daß ihn Alles wie mit alten wohlbekannten Augen ansah, das Morgenlied der Vögel in den Zweigen, ja selbst der Harzduft im thauigen Tannengrund ihm die selige Kinderzeit zurückrief. Er ging nach dem sogenannten Tannenstein, einem Hügel an der westlichen Waldspitze, auf welchem ein ruinartiges, von Wachholdersträuchern überwuchertes Gemäuer noch Spuren eines ehemaligen Kastells von hohem Alter zeigt, dessen Geschichte jedoch längst verloren gegangen. Der Berg senkte sich hier nach der Seite des Dorfes hin in einem schroffen Steingeklüft thalwärts, aus welchem hier und da einzelne verkrüppelte Tannen hervorwuchsen, was dem Ganzen einen ungemein düstern Eindruck verlieh. Die Umgebung des Tannensteins hatte auf Ernst schon in der Kindheit immer einen eigenthümlichen Zauber ausgeübt, und er erinnerte sich noch recht wohl des geheimnißvollen Schauers, der ihn beschlich, so oft er hierher kam, wo es dann jedesmal so still und einsam war, der Tannengrund zauberisch im Abendgefunkel blitzte und leuchtete, das graue Mauerwerk im Zittern der Sonnenlichter zu wanken schien und der Wind leise in Büschen und Sträuchern seufzte.

Zwar dieses schauerlichsüße Gefühl, welches die düstere Romantik des Orts sonst auf ihn ausgeübt hatte, empfand er nicht mehr; aber doch überkam ihn, der so manchen großartigen und erhabenen Natureindruck in sich aufgenommen, eine eigene Wehmuth, als er jetzt, an die zerfallene Mauer gelehnt, hinunterschaute nach Altenhain und sein Blick dem Vaterhaus, dem sogenannten „Herrnhof" begegnete, der fast am Ende des Dorfes lag und bei weitem das größte Gebäude im Orte war. Noch grünten im Hofe die beiden alten Ulmen und auch der große Weiher dicht dahinter stand noch wie sonst im hohen Schilfe; alles hatte das alte Ansehen behalten, und doch dünkte es dem Fremdling in der Heimath, als sey Alles seltsam eng und klein geworden und ein eigenthümlicher Schatten ruhe über dem sonst so hellen Bilde, wie es ihm seine Phantasie oft in fernen Ländern vor die Seele gegaukelt.

Sinnend wandte er sich von dem Tannenstein weg nach dem Hohlweg, der aus dem Walde nach dem Dorf hinunterführte und auf beiden Seiten von steilen, durch das Gewässer wild zerrissenen braunen Erdwänden eingeschlossen war; und hier, kaum fünfzig Schritte vom Tannenstein entfernt, in einer schattenhaften, von der Natur gebildeten Nische der Erdwand zur Linken — —

Sonderbar! Nicht eher, als bis er vor dem kleinen, aus rauhem Feldstein kunstlos gebildeten Kreuze stand, das eine wilde Rosenhecke dem Auge fast verdeckte, während noch die Ueberreste einer ehemaligen hölzernen Einfassung sichtbar waren, besann sich Ernst auf jene dunkle Begebenheit aus seinen Kinderjahren, welche damals diese Stelle weit und breit in Verruf gebracht hatte.

Lebhaft trat wieder die Geschichte vom Mord des jungen Försters Friedrich, der hier einst mit zerschmetterter Hirnschale todt gefunden worden, vor seine Seele. Unwillkührlich nahte er dem Platz und legte wie zum Gruße an den Unglücklichen, dessen junges Leben hier unter Mörderhänden geendet hatte, die Hand auf das Steinkreuz. Alle Einzelumstände der grauenvollen That kehrten in seine Erinnerung zurück; er besann sich wieder auf die stürmische Herbstnacht, wo sein Vater plötzlich die Mutter weckte und sie fragte, ob sie nicht den Angstruf gehört, der eben durch die Stille der Nacht, fast scheine es ihm vom Tannenstein herunter, sein Ohr berührt habe. Bei dem Gespräch der Eltern erwachte Ernst, damals noch ein Kind, und fing aus Furcht zu weinen an. Die Mutter suchte ihn zu beruhigen und meinte, der Vater habe wohl geträumt oder ein Nachtvogel möge in den Ulmen vor den Fenstern den Schrei ausgestoßen haben. Aber am

Morgen klärte sich's grauenvoll auf; die Leiche des jungen Försters, den man nur den schönen „Tannenschütz" nannte, wurde unter dem Wehklagen vieler Leute in's Dorf nach dem Rathhaus getragen. Wenige Stunden nachher erschien ein Untersuchungsrichter von dem benachbarten Amte in Begleitung des Physikus und vollzog die gerichtliche Obduktion an der Leiche. Aber vergebens waren alle Nachforschungen nach dem Thäter; wohin auch die Hand der irdischen Gerechtigkeit griff, tappte sie im Dunkeln, und keine Strafe erreichte den Frevel am Tannenstein. Das Werk der Nacht blieb der Nacht finsteres Geheimniß, und zuletzt legte die Vergessenheit der Menschen ihren Schleier, die Natur ihre grüne Hülle über die That der blutigen Sünde und deren blutgetränkte Stätte. Nur das steinerne Kreuz mit der halbversunkenen hölzernen Einfassung lugte noch aus der wilden Rosenhecke hervor und schien der Sühne zu harren für den grausen Mord aus alten Tagen.

Ernst, der sich noch deutlich des schmucken Tannenschützen erinnerte, den er oft als Kind im Försterhaus tief hinten im Walde besucht hatte, wurde von dieser dunkeln Begebenheit seiner frühesten Jugend so lebhaft ergriffen, daß er zusammenfuhr, als das Rascheln einer Eidechse im Laube ihn nach einer Weile aus seinen Betrachtungen aufschreckte. Wie das ängst-

liche Beben der Schuld, die noch ungesühnt am Ort ihrer Missethat der Vergeltung harrt, tönte das Geräusch in sein Ohr und unwillkührlich drängte sich ihm der Gedanke auf, ob wohl der Mörder noch am Leben und welcher Art sein Seelenzustand seyn möge, wenn er jetzt an Ernst's Stelle stehen und das alte Zeugniß seiner Missethat erblicken würde. Nahe lag dieser Betrachtung die weitere psychologische Frage: Wo ein Mensch, der so ungeheure Schuld auf seine Seele geladen, zwanzig Jahre lang die moralische Kraft hernimmt sie zu tragen, ohne auch nur ein einziges mal in Versuchung zu gerathen, sein Herz durch ein freiwilliges Geständniß von dem furchtbaren Drucke zu befreien und so das unselige Geheimniß von sich abzuschütteln? Es ist nicht möglich, kein Lebender erträgt so etwas! rief eine Stimme in ihm; und doch, wie viele Beispiele bezeugten ihm nicht das Gegentheil! Hat doch auch das Bewußtseyn der Schuld seine schauerliche Gewohnheit und verhärtet zugleich mit dem Herzen, bis ihm die eigene That fremd wird und mit der dunkeln Angst auch der Reue milde Regung abstirbt.

In diesem Augenblick brach die Sonne in den schattigen Hohlweg herein und legte sich hell und breit über die Mordstelle; oben auf dem wilden Birnbaum am Abhang der Erdwand sang ein Buchfink sein fröhlich Morgenlied in die Lüfte und im Thale unten

läutete die Altenhainer Frühglocke. Noch einen letzten Blick warf Ernst auf das Steinkreuz und ging dann den Hohlweg entlang, der je näher dem Dorfe immer abschüssiger wurde, nach dem Pfarrhaus zurück. Sein Weg führte ihn am Kirchhof vorüber, der seitwärts von der Straße auf einem grünen Hügel lag und rings mit großen Feldsteinen eingefaßt war. Zu dem schwarzen Gitter, das den Eingang verschloß, führte eine holperige Steintreppe hinan und schien andeuten zu wollen, daß selbst der Weg zu dieser Stätte des Friedens noch beschwerlich und der Erde Mühsal erst im kühlen Grabe für den Sohn der rauhen Berge ein Ende finden solle. Der Anblick dieses Kirchhofs hatte trotz der Armseligkeit seiner Anlage etwas ungemein Friedliches und Elegisches und der alte Tannenbaum am Thore bildete gleichsam den freundlichen Gegensatz des immergrünen, wenn auch kümmerlichen Lebens zu dem Schweigen der Gräber.

Auf der Treppe saßen mehrere kleine halbnackte Kinder, Bilder der Armuth und Dürftigkeit, während ihnen noch der Kindheit fröhliche Unschuld aus den Augen lachte. Bei ihnen stand ein schlankes, ungefähr achtzehnjähriges Bauernmädchen mit ausdrucksvollen sanften Zügen und sah neugierig über die kleine lärmende Schaar hinweg zu dem fremden Herrn herunter, den die Kinder nicht sobald erblickten, als sie

furchtsam nach dem Dorf liefen und das Mädchen allein stehen ließen. Ernst nahte ihr und bot ihr einen freundlichen Morgengruß, den sie schüchtern erwiderte, worauf er ein Gespräch mit ihr anknüpfte, indem er sie fragte, ob sie von Altenhain sey und welches Geschäft sie so frühe hierher an den Kirchhof führe; „denn," fügte er hinzu, „du bist zu schön und zu jung, um schon an's Sterben zu denken."

„Wenn's nur das Eine wäre, hätt' ich kein Leid darum," erwiderte sie mit trübem Lächeln und schlug dabei die großen glänzenden Augen zu dem Fremden auf, der in der That von der natürlichen Anmuth dieses Bauernmädchens überrascht war. Selbst der Ton ihrer Stimme hatte trotz des bäuerischen Dialekts etwas Gewinnendes, und der trauernde Blick, der ihre Worte begleitete, deutete auf ein Leid dieser jungen Seele, das seine lebhafteste Theilnahme erweckte. Als er ihr aber erzählte, daß er nicht fremd im Dorfe sey und seinen Namen nannte, verklärten sich plötzlich ihre Züge zu heller Freude, und bewegt rief sie aus: „Ach, Herr Ernst, so sind Sie's wirklich! Und mich kennen Sie auch nicht mehr? Aber ich war freilich noch gar klein, als Sie vom Herrnhof wegkamen. Du liebe Zeit, und derweil ist Ihnen die Ammy vollends aus dem Gesicht gewachsen!"

„Wie? Wahl's Ammychen?" rief der junge Mann überrascht und drückte ihr herzlich die Hand. „Nimmermehr hätt' ich dich wieder erkannt, so groß und schlank bist du geworden." — „Ach ja, Herr Ernst, das war eine schöne Zeit, als Sie noch in Altenhain wohnten!" sprach sie bewegt und ihre Augen wurden naß. — „Ist's nicht mehr so bei euch wie sonst?" fragte er. — „Dort ruht die schöne Zeit!" schluchzte Ammy, in den Kirchhof deutend, und brach, ihr Antlitz mit der Schürze bedeckend, in heftiges Weinen aus.

„Dein Vater?" fragte Ernst bestürzt. — „O nein! nein! nein! der lebt!" rief sie krampfhaft zusammenfahrend. „Die Mutter, die treue, arme Mutter — dort ruht sie nun schon in's achte Jahr unter'm Grashügel — ach, ihr ist wohl!" — „Catharina todt!" sagte Ernst gerührt und suchte mit dem Blick das Grab, welches Ammy ihm zeigte. — „Sie hat viel Herzleid erduldet, bis Gott sie endlich zu sich nahm," fuhr das Mädchen gefaßter fort. „Aber das Aergste hat sie doch nicht erlebt! Ach, Herr Ernst — wenn ich Ihnen nur Alles so sagen könnte, wie ich's auf dem Herzen habe! Aber fragen Sie nur die Frau Pfarrerin — das ist mein letzter Engel; denn Rudolph wird ja doch nimmer mein, wegen der Väter, die sich schon seit Jahren todtfeind sind, und erst recht, seitdem sie wissen daß wir nicht von einander lassen können."

Sie verstummte und sah mit gramesdüsterem Blick, die Hände auf das Gitterthor gelegt, nach dem Grab ihrer Mutter, wobei sie in leisem Weinen die Lippen zusammenpreßte, wie um die Gewalt eines Schmerzes zurückzuhalten, den nächst der Seele, die ihn litt, nur Gott allein in seiner ganzen Größe kennen mochte.

„Wer ist denn der Rudolph?" fragte Ernst nach einer Pause, vom innigsten Mitleid ergriffen. — Da sah sie ihn durch Thränen lächelnd an und versetzte ohne Schüchternheit: „Der Rudolph — Ihnen sag' ich's schon, der Rudolph ist mein Liebster und ich gab ihm in diesem Frühjahr mein Jawort für Zeit und Ewigkeit. Sein Vater, der uns so wehe thut, ist sonst der beste Mann im Ort und kein Mensch kann ihm Etwas nachsagen; der Rudolph liebt ihn auch kindlich und es gibt gar keinen bessern Vater, als der Heinrich Falk gegen seinen einzigen Sohn ist." — „Wie? derselbe Heinrich Falk, der von uns den Herrnhof kaufte?" fragte Ernst überrascht. — „Ist Rudolphs Vater," bestätigte Ammy mit einem Seufzer. — „Aber woher rührt die bittere Feindschaft zwischen euern Vätern?" fragte Ernst weiter; „der Konrad Wahl war doch sonst ein braver, friedliebender Mann."

„Weiß Gott, Herr Ernst, das war er auch!" erwiderte Ammy mit bebender Stimme. „Doch das

ist schon lange her und Sie würden ihn nicht mehr wieder erkennen. Mit dem Alter kam der böse Feind über ihn, er wurde ein Streiter, ein Trinker, ach! und ein unbarmherziger Mensch dazu. Die Wirthschaft gerieht in Verfall, kein Knecht wollte bei ihm aushalten, und die Leute sagen, und es muß wohl wahr seyn, er habe der Mutter Tod auf seinem Gewissen und der Kinder Noth dazu. Mein Bruder wollte zuletzt auch nicht mehr bleiben und verdingte sich als Knecht auf ein anderes Dorf; ich aber mußte mit den jüngern Geschwistern bei ihm aushalten und hab's alle Tage schlimmer bei ihm, so daß ich schon manchmal, Gott verzeih mir die Sünd'! in's Wasser gehen wollte, wo's am tiefsten ist. Nicht mal weinen, nicht mal an die Mutter denken soll ich, so will's der Vater, und wenn ich's doch nicht lassen kann, dann wird er wild und treibt's schrecklich mit mir."

Ammy brach abermals in heftiges Weinen aus und rief mit thränenerstickter Stimme: „Meine Mutter flehte ihn noch auf ihrem Sterbebett an, er solle nur menschlich gegen mich seyn. Da lachte er so gräßlich auf, daß die arme Frau nur noch einmal zu Gott für mich beten konnte, und dann war sie todt. Wüßte sie, wie mir's jetzt bei ihm geht, sie kratzte sich mit den Nägeln aus der Erde und holte mich zu sich hinab!"

„Armes Kind! so viel mußt du leiden!“ sagte Ernst. — „Ach, und das tiefste Leid, das Leid von allem Leid —!“ stammelte Ammy und preßte krampfhaft die Hand auf's Herz. „Alles wollt' ich ertragen von ihm, Flüche und Schläge, Hunger und Kummer, wenn's nur Rudolph darum besser hätte! Aber auch er geht zu Grund über dem Herzleid, und die Leute sagen, er treibe es so nicht mehr lange. Was ich Ihnen über die Feindschaft zwischen den Alten sagen kann — es weiß eigentlich Niemand, woher sie stammt und warum keiner dem andern auch nur den Sonnenstrahl am Scheuerthor gönnen will. Einst waren sie gute Freunde wie zwei Brüder und hielten zusammen wie's recht ist. Später erst kam der Hader zwischen sie, und nun machen sie sich und andern das Leben sauer; denn viele Leute tragen an dem Haß der beiden mit, und man kann fast sagen, das ganze Dorf ist sich unter einander um ihretwillen feind geworden. Wer's mit dem Heinrich Falk hält, der hat den Anhang meines Vaters gegen sich, und wer dem Konrad Wahl Freund ist, den feinden die andern an. Bis in den Betstuhl geht der Haß, und selbst beim heiligen Abendmahl scheiden sie sich noch und werfen ihre Giftblicke in den Kelch. Bei jeder Kirchweihe gibt's Schlägerei und schon manchmal ist Blut geflossen; ja, hätten wir unsern Herrn Pfarrer nicht, der noch ab-

wehrt und versöhnt, so viel er kann, es gäbe Mord und Todtschlag in der Gemeinde, und Altenhain wäre weit und breit verrufen, blos wegen der Feindschaft zweier einziger Menschen."

So erzählte Ammy dem Freund ihrer Kindheit, der sie dann noch Verschiedenes über ihren Vater fragte und ihr zuletzt vorschlug, er wolle den Konrad Wahl noch heute besuchen und ihm einreden, daß er die Heirath zugebe. — Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Das hilft alles nichts; er hat nun einmal kein Herz für mich, für keinen Menschen, seitdem er das dort, sie deutete auf ihrer Mutter Grab, für immer gebrochen. Geben Sie sich keine Mühe."

Nichsdestoweniger beharrte Ernst auf seinem Vorsatz, obgleich er selbst auf keinen Erfolg bei dem rauhen Menschen hoffte, den er einst als einen rechtschaffenen, keineswegs hartherzigen Mann gekannt hatte. Er nahm Abschied von dem Mädchen und schritt dem Pfarrhaus zu, um vor allen Dingen von dem Freunde Näheres über die ihm von Ammy geschilderten Personen und Verhältnisse zu erfahren und darnach seinen Plan zu entwerfen.

Er führte noch an demselben Tage seinen Vorsatz aus, obwohl er nach allem, was Burkhard ihm von

dem Kastenmeister — diesen Titel hatte Konrad Wahl in seiner Eigenschaft als Gemeinderechner — erzählte, zum voraus das Vergebliche seiner Vermittlung einsah. Dennoch konnte er der Neugierde nicht widerstehen, die Bekanntschaft mit dem ehemaligen Nachbar zu erneuern, selbst auf die Gefahr hin, von diesem eben nicht freundlich willkommen geheißen zu werden.

Und wirklich war schon der erste Eindruck, als er in den Hof des Kastenmeisters eintrat, kein glückverkündender. Am Brunnentrog stand der Knecht und wusch sich den Arm, den ihm sein Herr wegen eines kleinen Versehens mit dem Peitschenstiel blutig geschlagen hatte. Er war ein großer, stämmiger Mensch, und der ihn so grausam gezüchtigt, mußte ihm also wohl an Körperkraft noch überlegen seyn. Ernst trat zu dem Knecht und fragte ihn nach der Veranlassung seiner Wunde. Da warf dieser von der Seite einen düster scheuen Blick nach den Fenstern der Wohnstube, knirschte vor Grimm oder Schmerz mit den Zähnen und erzählte ihm hierauf unter rohen Wuthausbrüchen die erlittene Mißhandlung. Dann hob er seine Faust gegen das Haus und ging fluchend in den Stall.

Ernst trat in die Hausflur, wo auf dem tennenartig festgestampften Lehmboden noch die Peitsche lag, mit welcher der Bauer den Knecht gezüchtigt hatte. Todtenstille herrschte im Hause; die Thüre zur Wohn-

stube war halb geöffnet und durch diese gewahrte er einen Mann mit grauem Kopf und wetterharten Zügen, der in weiten Hemdeärmeln, welche am Handgelenk von blauen Glasknöpfen zusammengehalten wurden, am Tische saß, beide Ellbogen recht nach trotziger Bauernart breit auf die Tafel gestemmt hatte und finster brütend vor sich hinstarrte. Hätte Ernst es nicht gewußt, daß es der Kastenmeister war, nimmer würde er in diesem unheimlichen Menschen den Konrad Wahl wieder erkannt haben, so ganz und gar zum Schlimmsten verwandelt kam ihm derselbe vor, und jeder Zug seiner Miene war eine Bestätigung dessen, was er bereits über den bösartigen Charakter des Mannes vernommen hatte.

Arme Ammy! Nun wußte Ernst, daß der keine Thräne kindlicher Liebe sehen konnte und das Grab seines armen Weibes ihn vollends hart und herzlos gemacht hatte. Denn Grab und Thränen üben ja auf böse Menschen nicht den sänftigenden und versöhnenden Eindruck wie auf gute; der verhärtete Sinn, das der Schuld verfallene Gewissen zittert vor jedem sanften Gefühl, wie die Sünde vor dem Rauschen eines Rosenblattes; die Nacht in ihrer Seele erträgt keinen Lichtstrahl, und weil sie das Auge des allwissenden Gottes fürchten, können sie auch die Thräne im Menschenauge nicht sehen, und das Grab, das stumme,

erschreckt sie fast noch tiefer als der Klage sanfter Wehlaut, als des Freundes treues Warnungswort.

Wahl regte sich nicht; doch zeigten dem Beobachter an der Thüre die dickgeschwollenen Adern seiner Stirne, die im grauen Haar krampfhaft zusammengeballte Faust, daß die Wuth, in der er den Knecht geschlagen, noch in seiner Brust koche und ihm vielleicht nur ein Gegenstand fehle, um seine wilde Leidenschaft vollends auszutoben. Einen Augenblick stand Ernst in Versuchung sich zurückzuziehen; denn die Stunde schien ihm keineswegs geeignet zu Erörterungen und Ermahnungen, wie die waren, welche ihn hierher geführt hatten. Aber schon war es zu spät dazu; denn eben richtete der Kastenmeister den Kopf in die Höhe und gewahrte den Unbekannten auf der Schwelle seiner Thüre. Eine Weile starrte er denselben mit glanzlosen Augen wie ein Trunkener an, dem der Rausch schwer auf allen Sinnen liegt; er lallte einige Worte der Ueberraschung, blieb aber dabei regungslos auf der Bank sitzen. Da faßte sich Ernst, der seine innere Scheu überwand, ein Herz, und näher tretend sagte er so freundlich und unbefangen als ihm möglich war: „Nun, Konrad, kennt Er mich nicht mehr?“ Und bei diesen Worten reichte er ihm seine Hand zum Gruß über'n Tisch.

Da wurde des Kastenmeisters Antlitz erst blaß, dann dunkel, und die fremde Erscheinung schien ihm allmählig bekannter zu werden. Doch merkte Ernst an seiner halb staunenden, halb argwöhnischen Miene, daß Jener über seine Person im Ungewissen blieb und sich seiner nicht mehr erinnern konnte. Jetzt reichte ihm auch Wahl zaudernd die schwielige Hand, verwandte aber noch immer kein Auge von ihm, sagte auch kein Wort und schien sogar mit sich im Kampfe, ob er die rauhe Seite gegen den Fremden herauskehren oder dessen freundlichen Gruß eben so freundlich erwidern solle.

Ernst urtheilte richtig, daß er diesen günstigen Moment des Zweifels in des Bauers Seele benutzen müsse, um sich seines Zutrauens zu versichern und mit ihm gleich von vornherein auf den alten Fuß zu kommen. — „Topp, Nachbar Konrad, was schaut Er mich so fremd an? Bin ich's oder bin ich's nicht?" rief er lachend und schlug dabei dem Bauer so derb auf die Schulter, daß dieser betroffen auffuhr und sich brummend an der Wand die Stelle rieb, wo ihn der freundschaftliche Willkommgruß so unsanft berührt hatte. Ernst aber fuhr ohne Umstände in seinem angenommenen zutraulichen Tone fort: „Macht keine Umstände, Nachbar Konrad. Wenn ich Euch sage, wer ich bin, so weiß ich auch, daß ich Euch willkommen seyn werde.

Darum rathet's erst und besinnt Euch einmal auf den bösen Buben, der so oft bei Euch hier am Tische saß und dem's hier immer besser schmeckte als drüben im Vaterhaus. Na, Konrad, kommt Er bald auf die Spur?"

Da gingen plötzlich dem stumpfen finstern Bauer groß die Augen auf, über sein hartes Gesicht fiel ein heller Schein, wie aus alter besserer Zeit, und: „Potz Henker, das ist des Amtmanns Ernst!" rief er erstaunt, schüttelte Jenem dann wie einem alten lieben Bekannten derb und herzlich die Hand und suchte die Verwirrung, in die ihn diese unerwartete Erkennungsscene versetzte, hinter dem alten ungezwungenen Ton zu verbergen, wie er vordem zwischen ihnen geherrscht hatte. Ernst hütete sich auch wohl, ihn die schlimme Meinung merken zu lassen, die er von ihm mit hierher gebracht, war vielmehr die Unbefangenheit selber und machte sich's in dem alten ledernen Großvaterstuhl bequem, welchen ihm der Kastenmeister an den Tisch schob. Dann holte der Bauer aus dem Glasschrank in der Oberstube den krystallenen Pokal, das Hochzeitgeschenk von Ernst's Eltern, auf das er sich immer viel zu gute gethan hatte; den stellte er auf blankem zinnernen Teller vor seinen Gast, füllte ihn mit Wein und trank ihn Jenem zu: „auf die alte Zeit." Ernst wiederholte den Spruch mit dem Beisatz: „Und die

alte Kameradschaft," und that einen langen Zug, was den Alten sichtlich erheiterte. Dann erzählte er dem Kastenmeister von seinem seitherigen Leben, seinen Fahrten und Schicksalen, wie es zu dessen Anschauungsweise und Fassungsvermögen paßte, was Jenen auch anfangs lebhaft interessirte. Allmählig aber wurde er zerstreut, rückte unruhig auf der Bank hin und her und sprach dem Glas mit Kornbranntwein häufiger zu als dem Krystallpokale. Das gastfreie harmlose Wesen schien ihm für die Dauer unbequem zu werden, und er mußte sich sichtbar Gewalt anthun, um Ernst gegenüber unbefangen zu bleiben.

Dieser vermied es anfangs mit Absicht sich nach seinen Familienverhältnissen zu erkundigen, und wollte abwarten, was ihm der Kastenmeister aus freien Stücken davon mittheilen werde. Aber hartnäckig schwieg letzterer über Alles, was ihn selbst und sein Hauswesen betraf. Ernst merkte, daß ihm die Unterhaltung drückend wurde und der Zwang, den er sich anthun mußte, ihn mehr und mehr befangen machte. Er nahm zu rohen Scherzen seine Zuflucht, trank immer mehr Branntwein, sein Blick ward unstet und seine Augen nahmen mehr und mehr eine dunkle Röthe an. Zu verschiedenen Malen stand er von der Bank auf, ging unter irgend einem Vorwand weg, kehrte nach einiger Zeit wieder, Alles nur, um dem Gaste

einen Augenblick aus dem Gesicht zu kommen und demselben seinen Seelenzustand, der gewiß unerträglich war, zu verbergen. Ernst's Gegenwart packte sein Gewissen an der für eine rohe Natur empfindlichsten Seite, der Beschämung; und so verhärtet auch Wahl's Gemüth seyn mochte, hatte doch die Ungewißheit, ob Ernst ihn kennen oder ihn noch für den alten bessern Menschen halten möge, der er einst gewesen war, etwas Drückendes für ihn, und vielleicht war ihm noch nie geschehen, was ihm heute geschah: er ward irre an sich.

So wenigstens urtheilte Ernst, der ihn aufmerksam beobachtete und wahrnahm, wie er sich in seinem ganzen Wesen als einen Menschen gab, den ein unvorhergesehener Zufall plötzlich nöthigt, der Angewöhnung des Bösen, das er längst offen zur Schau getragen, zu entsagen und sich auf Gefühle und Zustände seines innern und äußern Lebens zurückzubesinnen, an die er vielleicht seit vielen Jahren nicht mehr gedacht hat. Ernst sah den Kampf, der in seinem Innern vorging; aber so heftig auch der Stoß gewesen seyn mochte, mit dem ihn die Erinnerung an ein altes besseres Leben aus seiner moralischen Versunkenheit emporrüttelte, die verhärtete Seele hielt ihn zuletzt doch aus, und schon der nächste Anlaß sollte seinen wahren Charakter völlig enthüllen.

Ernst hielt es endlich an der Zeit, Ammys Angelegenheit zur Sprache zu bringen; er begann also den Kastenmeister wie zufällig nach den Verhältnissen im Herrnhof zu fragen, und äußerte ganz flüchtig, er möchte wohl einmal beim jetzigen Besitzer, dem Heinrich Falk, vorsprechen und sich das alte Vaterhaus besehen, den Hof und den Garten und was sonst noch zu den Erinnerungen seiner frohen Kindheit gehöre. Wie er den Namen des Todfeindes nannte, ging im ganzen Wesen des Kastenmeisters eine auffallende Umwandlung vor, das Blut schoß ihm in die Augen und der böse Blick kam zum Vorschein, mit dem uns der feindliche Dämon anschaut, den wir unversehens in der Seele eines Bösewichts wecken. Es war ein fürchterlicher Blick in den grauen glanzlosen Augen, deren Kreise weiter und weiter sich ausdehnten, während sie regungslos auf Ernst gerichtet standen; eine erdfahle Blässe bedeckte dabei die Züge des unheimlichen Menschen, die Faust ballte sich krampfhaft um den Hirschhorngriff des kurzen krummen Messers und um die schmalen zusammengekniffenen Lippen zuckte ein Lächeln, dem man wohl unter andern Umständen die abscheulichste Absicht hätte zutrauen können. Ernst schauderte in innerster Seele zusammen und sah unwillkührlich auf das Messer in der braunen haarigen Faust, die aber regungslos auf dem Tische liegen blieb.

„Was hat Er, Wahl?“ fragte er ihn mit möglichster Ruhe. „Er wird ja blaß wie die Wand?“ — Er stand bei diesen Worten auf, oder wollte vielmehr aufstehen; denn er mußte wohl im Sessel sitzen bleiben, weil ihn der Kastenmeister plötzlich am Arme packte und ihn mit Riesenkraft auf den Stuhl niederdrückte. Dann beugte er sich zu ihm nieder, während die Blässe seiner Züge einer braunen Röthe wich, und sagte mit schwerer Zunge: „Hör' Er, Musje Ernst, das ist meine Feindschaft! Nach dem Heinrich Falk soll Er mich nicht fragen, sonst muß ich Blut sehen — rothes Blut, von wegen der Feindschaft!“ — „Ich will auch nicht weiter von ihm reden,“ erwiderte Ernst. „Was geht mich der Heinrich Falk an! Ist er Euer Feind, so hab' ich nichts mit ihm zu schaffen, sondern halte treulich zu Euch.“ — „Recht so! das soll's seyn!“ rief der Bauer und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hier ist Freundschaft, und dort —“ er deutete durch's Fenster nach dem Herrnhof hinüber — dort ist Feindschaft!“

„Ich wüßte einen Streich, den Ihr Eurem Feinde spielen könntet, der sollt' ihn schwer ärgern,“ nahm Ernst nach einer Pause wieder das Wort. — Wahl horchte hoch auf. — „Wenn's nämlich wahr ist,“ fuhr Jener fort, „daß Rudolph Falk — vom Alten reden wir nicht — um's Ammychen freit; he, ist's so, Konrad?“

Der Kastenmeister sah ihn erst betroffen an und erwiderte dann trotzig: „Wenn's nun so wär'! Eh' der Rudolph das Ammychen kriegt, kriegt er und sie die Schwerenoth und der Alte dazu!“ — „Vom Alten reden wir ja nicht!“ sagte Ernst mit abwehrender Geberde. „Aber was Eure Feindschaft anbetrifft, so mein' ich, wenn zwei Feinde sich recht hassen, müßten sie auch niemals eines Sinnes seyn, geschweige denn eins und dasselbe thun, so daß man fast glauben möchte, sie seyen im Geheim mit einander übereingekommen.“

„Was da!“ rief Wahl zurückfahrend mit einer seltsamen Mischung von Schrecken und Ueberraschung in den Zügen. „Wer sagt, daß wir eines Sinnes seyen!“ — „Doch, Konrad, doch, Eins thut ihr beide in allen Stücken einander gleich,“ versetzte Ernst. „Er will die Heirath nicht, und Ihr wollt sie auch nicht. So seyd ihr wirklich in diesem Punkte eines Sinnes. Hab' ich Recht?“ — „Ja, wenn Er's so meint!“ sagte der Bauer und athmete schwer auf. — „Anders nicht,“ erwiderte Ernst; „und darum behaupt' ich noch einmal: die rechte Feindschaft ist's zwischen euch doch nicht; denn der wahre Feind thut niemals dem Feind das Gleiche, sondern immer das Gegentheil von dem, was jener treibt; also müßtet Ihr, Konrad, die Heirath

wollen, weil sie der Falk nicht will, oder Ihr müßtet sie nicht wollen, wenn er darnach strebte."

Einen Augenblick stutzte der Alte abermals und sah den Gast, der lächelnd den Kopf schüttelte, mit argwöhnischem Blicke an. Diese eben so neue als eigenthümliche Auffassung seiner Feindschaft gegen Falk frappirte ihn; denn den Beweis, daß er, indem er gegen die Heirath war, im Grunde nur dasselbe that, was sein ärgster Feind wollte, konnte er allerdings nicht entkräften. Aber die Sophistik Ernsts war dennoch für die rauhe trotzige Seele des alten Bauers zu fein zugespitzt, und die psychologische Berechnung auf den eingefleischten Haß des Kastenmeisters brachte darum gerade das entgegengesetzte Resultat von dem hervor, was Ernst erreichen wollte. Denn nachdem Wahl eine geraume Weile hindurch, den Kopf in beide Hände gestützt, gedankenvoll dagesessen und den Gast zerstreut fixirt hatte, sagte er plötzlich mit veränderter, gedämpfter Stimme: — „Das ist Seine Raison, Musje Ernst; ich aber sag' Ihm: es gibt eine Feindschaft, wo gerade das Nämliche, was einer dem andern anthut, das Rechte ist und dem Feind am Meisten zusetzt. Weiter sag' ich Ihm: w o l l t' ich das Ammychen dem Rudolph geben" — hier wurde seine Stimme feierlich und seine Züge nahmen den Ausdruck der höchsten Seelenspannung an — w o l l t' ich sie ihm geben, ein

Wort von mir, und die Heirath geschähe, so wahr als ich den Falk hasse bis in's Weiße von seinem Aug' hinein!"

Seine Hand zitterte, als er nach dieser seltsamen Betheuerung das Glas mit Branntwein füllte, dasselbe, ohne das Auge mit dem lauernden Glutblick von Ernst zu wenden, langsam an die Lippen führte, um es in einem raschen Zug zu leeren und dann durch's offene Fenster in den Hof zu schleudern, wo es klirrend zerbrach, worauf er mit lautem Lachen ausrief: „Sagt, das Glas sey von Eisen und der Schnaps, den ich trank, sey Katzenmilch gewesen, aber sagt nicht, daß der Konrad Wahl mit seinem Feind eines Sinnes sey! Das ist lange her, der Heinrich Falk weiß wie lang! Geh' er nur in den Herrnhof, Musje Ernst, und frag' Er ihn selbst; — mein Feind hat einen alten Kalender mit rothem Gockelhahn; ha! ha! darin steht's, wie lang's her ist!" — Schwerfällig erhob sich sodann der Bauer von der Bank hinter'm Tisch, drückte sich die Pelzmütze auf's Ohr und ging mit plumper Gravität aus der Stube, ohne seinen Gast eines Wortes, eines Blickes weiter zu würdigen.

„O weh, arme Ammy," seufzte Ernst, von Abscheu und Grauen gegen den feindlichen Menschen erfüllt, in dessen rauher Seele der dämonische Haß längst jede mildere Regung erstickt hatte. Das Wesen

dieses Mannes hatte bei all seinen schlechten und häßlichen Eigenschaften, bei all seiner grobsinnlichen Denkart und der Niedrigkeit seiner Bildungsstufe doch etwas Ueberwältigendes und Imposantes; und Ernst athmete darum erst frei auf, als er dem Hause des Kastenmeisters den Rücken zukehren und wieder einem andern Menschen in's offene ehrliche Auge blicken durfte.

War das Besitzthum des Kastenmeisters Konrad Wahl, welches einst zu den ansehnlichsten Bauerngütern von Altenhain gezählt hatte, verfallen und verkommen, so daß man überall in Haus, Hof und Stallung den traurigen Rückgang der ehemals wohlgeordneten Wirthschaft auf den ersten Blick merken konnte, so hatte dafür der sogenannte Herrnhof ein um so freundlicheres Aussehen und Alles darin verrieth den Wohlstand und die Tüchtigkeit seines Besitzers. Da war kein zerfallenes Mauerwerk, kein schadhaftes Dach, keine Wildniß von Brennnesseln und Disteln; überall gewahrte man die größte Ordnung, die musterhafteste Verwaltung, und ein einfach edler Sinn sprach aus der ganzen Einrichtung. Darum galt aber auch der alte Heinrich Falk für einen eben so tüchtigen Haushälter, wie für einen erfahrenen und fleißigen Landwirth, und sein schönes Besitzthum gereichte dem ganzen Dorfe zur Zierde.

Freilich mochten's ihm Viele nicht gönnen und meinten, er verdanke seinen Wohlstand weniger seinem Fleiß und seiner einfachen Lebensart, als vielmehr dem Wucher und dem Geize; wer ihn aber näher kannte, der dachte besser von ihm und seinen Grundsätzen und hielt ihn für einen ehrlichen schlichten Mann, der nur immer streng den graden Weg ging und Recht und Schuldigkeit weder an sich noch an andern verletzt sehen wollte. Es ist wahr, sein äußeres Wesen hatte etwas Zurückstoßendes; er war unzugänglich und wenig mittheilsam; aber ein schlimmer Mann, oder gar tückisch und lasterhaft wie sein Feind, der Kastenmeister, war er darum noch lange nicht, sondern im Gegentheil hatte, wer einmal sein Zutrauen genoß, einen treuen, bewährten Freund an ihm; auch war er von friedliebender, nachgiebiger Gemüthsart, und der einzige Vorwurf, den man ihm vielleicht mit Recht machen konnte, bestand darin, daß er die Frömmigkeit übertrieb und in Glaubenssachen zur Bigotterie hinneigte. Das legten ihm denn seine Feinde für Heuchelei und Scheinheiligkeit aus und beschuldigten ihn, er sey nur fromm, um dahinter seinen Eigennutz zu verstecken, während die ihm Näherstehenden recht gut wußten, daß es ihm um seinen strengen Glaubenseifer hoher Ernst war.

Diese Andeutungen über Heinrich Falk werden

genügen, um den auffallenden Kontrast zwischen seinem Charakter und dem seines geschworenen Feindes in's rechte Licht zu stellen. Die beiden Menschen waren so grundverschieden von einander, daß in der That kaum zu begreifen war, wie sie es in dem einen unvertilgbaren Gefühl des Hasses zu dieser merkwürdigen Uebereinstimmung hatten bringen können; denn auch der fromme Heinrich Falk haßte seinen Nachbar auf's Tödtlichste; und wenn er auch nicht, wie dieser, seine Feindschaft in rohen Wuthausbrüchen zur Schau trug, so gab er ihm doch an tiefnagendem Groll und Erbitterung nichts nach, und die Galle schoß ihm jedesmal über, so oft der Name des Gehaßten in seiner Gegenwart genannt wurde. Es war eben, als hätten sich die beiden Menschen einander ein Leid angethan, das keiner dem andern jemals vergeben und vergessen könne, und doch wußte Niemand zu sagen, worin eigentlich die Ursache ihres tödtlichen Hasses bestand und was, zu ihrem und der ganzen Gemeinde Schaden, diesen jahrelangen Groll bewirkt hatte. Ja, so grundverschieden in ihrer Natur waren die beiden Gegner, daß dieselbe Feindschaft, welche den einen im Laufe der Jahre grausam, gottlos und lasterhaft gemacht, den andern zum religiösen Schwärmer umgewandelt hatte; denn wahrlich, was der eine in wilden Flüchen von der Hölle, das rief der andere in glühenden Gebeten

vom Himmel auf das Haupt des Feindes herab, und Fluch und Gebet wurden, so schien es wenigstens, erhört, weil beide um dieser räthselhaften Feindschaft willen ein unglückliches Leben führten und einer dem andern nicht die Luft gönnte, die sie einathmeten.

Das war der Konrad Wahl und war der Heinrich Falk, die so einander haßten, daß alle Leute des Dorfes mit in ihren Grimm hineingezogen wurden und die für den, jene für den andern Partei nahmen. Aber selbst noch in ihrem beiderseitigen Anhang zeigte sich die Verschiedenheit der feindlichen Charaktere; während zum Kastenmeister die Bösen und Verrufenen hielten, standen die guten und rechtschaffenen Leute auf Seiten Falks. So von Hütte zu Hütte wandelte der finstere Engel des Hasses durch's ganze Dorf und schrieb den Fluch der Zwietracht an jede Pforte.

Nur zwei Menschen waren es, über die der böse Engel in Altenhain keine Gewalt bekommen konnte, deren Herzen vielmehr immer inniger, immer treuer für einander schlugen, je bitterer die übrigen Dorfbewohner sich anfeindeten und in Worten und Handlungen dem schlimmen Beispiel derer folgten, welche zuerst der Zwietracht Saamen ausgestreut hatten. Das waren die Kinder der beiden Männer, deren Feindschaft wir so eben dem Leser geschildert haben, des Heinrich Falk einziger Sohn Rudolph, und des Konrad Wahl

schönes Töchterlein Ammy. Seltsamer Doppelsinn des Schicksals! So pflanzest du in der Kinder Gemüth der Herzen innigste Neigung, während die Väter sich grimmig hassen und verfolgen! So läßst du an den Dornen der Zwietracht die Wunderblume der Liebe erblühen und einest und scheidest so in einer Verkettung Freundliches und Feindliches!

Und wahrlich, es war eine Liebe, so tief, so weit, wie der Abgrund, der sie schied, und sichtbar wuchsen ihrer Herzen Flammen in Eine zusammen, je mehr der Väter feindliche Leidenschaft sie zu trennen und zu dämpfen strebte. Nicht Zaun, nicht Graben trennte diese Liebe, und wie die zwei Ulmen in der feindlichen Nachbarn Höfen, trotz der hohen Mauer, ihr Gezweige in einander schlangen und heimlich im Abendwind mit einander kosten und flüsterten, so waren auch Rudolph und Ammy Eins in tiefstillem Gemüthe, und weit über der Väter alten Haß hinaus schlang Treue ihren Arm schützend und schirmend um der Kinder junge Liebe.

Rudolph war ein redlicher Sohn und hing mit unbegrenzter Liebe an seinem Vater; ja, hätte ihm auch der alte Falk durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen das Verhältniß mit Ammy das Herz gebrochen, er würde dennoch nicht aufgehört haben ihn zu verehren; so sehr liebte er den ernsten, meist schweigsamen

Mann mit dem ehrwürdigen Silberhaupt, der seinerseits keinen höhern Stolz kannte als diesen Sohn, so daß, wer dem Heinrich Falk seinen Rudolph lobte, damit gleich dessen ganzes Herz gewonnen hatte.

Anfangs achtete der Alte kaum auf des Jünglings erwachende Neigung zu dem schönen Nachbarskinde und Rudolph selbst dachte vielleicht kaum einmal im Ernste daran, wie verhängnißvoll diese Neigung für ihn werden könne. Ihm gefiel eben nur die schlanke, anmuthige Ammy vor allen andern Mädchen des Dorfes, und der Väter Feindschaft hielt ihn nicht ab, ihr freundlich zu begegnen, so oft sie sich zufällig einmal beisammen fanden. Er sah, mit welcher unverdrossenen Sorge sie, die noch so jung war, früh und spät dem Hauswesen ihres Vaters vorstand, und wie sie dabei ihren jüngern Geschwistern die Stelle der liebevollen Mutter ersetzte; er sah den harten Stand, den das stille, sanfte Mädchen dem rauhen Vater gegenüber hatte, und wie sie doch ohne Murren, ohne Klagen ihr schweres Loos standhaft ertrug. Wahrlich, Rudolph hätte nicht der brave gutherzige Mensch seyn müssen, wenn Ammy's Schicksal nicht seine innigste Theilnahme hätte erwecken sollen. Aber wie gesagt, lange Zeit dauerte es dennoch, ehe das Bild des schönen Mädchens ihn noch lebhafter zu beschäftigen anfing als das des unglücklichen und verlassenen, ehe er inne ward, daß diese

anmuthige Erscheinung eine eben so schöne reine Seele verklärte, die so recht nur für ihn und sonst keinen Menschen in der Welt geschaffen schien.

Langsam, aber sicher wuchs in seinem jugendfrischen, kräftigen Gemüth die Liebe zu dem Nachbarskinde auf; aus dem innigen Mitleid wurde allmählig innige Zuneigung, und plötzlich, eh' er noch recht wußte wie ihm geschah, hatte ihn Ammy mit einem Blicke angesehen, wie nie zuvor; tief in seiner Seele zündete dieser zauberhafte Blick und weckte in ihm alle Gluth der ersten reinen Jugendliebe. Von diesem Augenblick an war Rudolph wie umgewandelt, alle Fröhlichkeit schwand aus seinem Herzen, und die ihn früher gekannt hatten und jetzt ihn wieder sahen, merkten's sogleich, daß ein tiefer Gram an seiner Seele nage, der seine Jugendkraft zu zerstören drohe. Er, der sonst so pünktlich das väterliche Gut verwaltet und sich dessen Gedeihen und Erhaltung eifrig angelegen hatte seyn lassen, er vergaß auf einmal seine Geschäfte, die seitherige Thätigkeit wurde ihm zur Last und bald fehlte dem Ganzen überall die ordnende und leitende Hand, das wachsame Auge. Der Vater, der wohl schon früher die heimliche Neigung des Sohnes zu seines Feindes Tochter bemerkt hatte, fing an ernstlich Verdacht zu schöpfen und brachte endlich Rudolph durch dringendes Zureden zu dem Geständniß, daß er gerade

dasjenige Mädchen liebe, von welchem er wisse, daß es ihm sein Vater am Wenigsten gönnen werde. Als der Jüngling den Namen Ammy nannte und zugleich mit einem theuren Schwur erklärte, daß er niemals von ihr lassen werde, da verfärbte sich der Alte und der Schrecken ließ ihn kein Wort der Gegenrede hervorbringen. Auch späterhin sprach er nicht mehr über diesen Punkt, doch merkte Rudolph aus dem ganzen Benehmen des Vaters, daß derselbe seine Herzensangelegenheit Tag und Nacht mit sich herumtrug und seitdem nicht wieder heiter und zufrieden werden wollte.

Schien er es doch fast mit Aengstlichkeit zu vermeiden, mit dem Sohn allein zu seyn, und war von der Stunde an, da Rudolph ihm seine Liebe zu Ammy bekannt hatte, gegen ihn eben so zurückhaltend und wortkarg, wie gegen alle andern Menschen. Ja, die seltsame Abneigung des sonst so gutmüthigen und nachgiebigen Mannes gegen diese Liebe ging so weit, daß er sich nicht einmal dazu verstand, irgend einen Einspruch dagegen zu thun oder mit seiner väterlichen Autorität zwischen den Sohn und dessen Herzensneigung zu treten; ein stiller, stummer Trübsinn war Alles, was er dem Glücke Rudolph's entgegensetzte, und doch war auch das schon zu viel und unerträglich für ein so treues Sohnesherz.

Rudolph fühlte endlich, daß eine letzte Entscheidung in dieser mehr als qualvollen Lage nöthig sey, um entweder ein für allemal zum Ziele seiner heißesten Wünsche zu kommen, oder aber, und dies sagte ihm sein ahnungsvolles Herz, ein Verhältniß schnell und für immer zu lösen, das seinem Vater solches Herzeleid bereitete. Ja, er war entschlossen, Ammy zu entsagen, wenn dies seines Vaters Wille seyn sollte; vorher aber wollte er diesen Willen kennen, und sein Vorsatz stand darum fest, bei der ersten schicklichen Gelegenheit die Entscheidung seines Glückes in des Vaters Hand zu legen.

Er hatte Ammy diese seine Absicht mitgetheilt und fand sie bereit zu Allem, was sein Vater in Betreff ihres Verhältnisses beschließen sollte. Ja sie selbst ermuthigte den Geliebten noch zu diesem Schritte; „denn," sprach sie mit Thränen im Auge, „er ist nicht nur dein Vater, sondern war auch einst meiner Mutter Freier; und noch auf ihrem Sterbebette sagte sie zu mir: Hätt' es Gott gewollt, daß ich Heinrich Falk's Frau geworden wäre, ich brauchte vielleicht noch nicht zu sterben und hätte nimmermehr dieses Elend erfahren. Siehst du, Rudolph, das sagte meine Mutter von deinem Vater, und darum sollst du auch um meinetwillen mit ihm reden, da ich nun einmal keinen Vater habe, dem ich meine Liebe zu dir vertrauen könnte. Er

schlüge mich todt, säh' er mich hier bei dir am Zaune stehen, und nimmer dürft' ich ihm sagen, was du deinem Vater bekennen sollst, daß wir uns lieben und nicht von einander lassen wollen, außer wenn's Gottes Wille ist, wie bei meiner armen Mutter und deinem braven Vater."

Rudolph schlang über den Zaun, der die Nachbarsgärten trennte, seinen Arm um Ammy's schlanke Gestalt, zog sie mit Innigkeit an sein Herz und rief bewegt: „Nicht so, Ammy! Gottes Wille kann uns zwar trennen, wie er uns vereinigen kann, aber keine Macht der Welt wird dich oder mich zwingen können von einander zu lassen, wenn nur unsere Herzen sich treu bleiben. Mein Vater kann mir verbieten, dich zu heirathen, und ich muß ihm folgen, wie's meine Pflicht ist. Mehr aber kann er nicht von mir fordern, und nimmer wird eine andere mein Weib wie du, so wahr als ich an meine Liebe wie an meine Seligkeit glaube!" — „Und ich, Rudolph schwöre dir beim Grabe meiner armen Mutter: die Ammy bleibt ohne dich ihr Lebenlang ledig!" sagte das Mädchen in festem Tone, und mit einem innigen Kuß besiegelten sie den Schwur ihrer Herzen, den Gott allein gehört hatte.

Gott allein! Und doch wie ganz anders, als sie's gedacht, sollte sich dieser Schwur erfüllen! Die ganze Entsagung hätte er ihnen leicht gemacht, denn in ihr

lag ja zugleich seine ganze Erfüllung, und ihrer Liebe Muth würde in voller Resignation das Schwerste standhaft ertragen haben. Aber eine halbe Erfüllung, ein halbes Entsagen, das hatte ihr Schwur nicht versprochen und ihre Herzen würden's auch so nicht vermocht haben.

Am folgenden Morgen trat Rudolph vor seinen Vater, dem ein Blick in des Sohnes feierliche Miene sogleich dessen Anliegen verrieth. Mit aller Leidenschaft und Wärme des Gefühls, wie es ihm die entscheidende Stunde eingab, schilderte dieser noch einmal seine Liebe zu Ammy und beschwor ihn, seines Sohnes ganzes Lebensglück nicht der Feindschaft gegen den Nachbar zu opfern, was er thun würde, wenn er ihm um des feindlichen Vaters willen die gute fromme Tochter verweigere, deren Mutter er ja selbst einst geliebt habe. Bei dieser Erinnerung an eine längst entschwundene Zeit schrak der alte Falk heftig zusammen und Leichenblässe bedeckte sein Antlitz. Rudolph, der des Vaters Erschütterung bemerkte und sie dem Eindruck zuschrieb, den das Andenken an Ammy's Mutter auf ihn mache, suchte den günstigen Moment zu nützen, indem er ihm die trefflichen Eigenschaften seines Mädchens schilderte, das von dem hartherzigen Vater so Schreck-

liches zu leiden habe, während er, obwohl der Sohn eines guten und redlichen Vaters, doch nicht minder unglücklich sey wie Ammy selbst.

„Versagt sie mir in Gottes Namen," rief er erschüttert, „wenn Ihr's mit Eurem Vaterherzen fertig bringen könnt! Ich werde Euch gehorchen, wie es dem Sohne ziemt und Ammy aufgeben. Aber denkt dann immer daran, Vater, daß Euer Sohn das um Euretwillen leidet, was ihm Euer ärgster Feind selbst nicht hätte anthun können." — „Das sollst du nicht! beim allwissenden Gott, das sollst du nicht!" rief der Alte, dem endlich des Sohnes Jammer das Herz rührte. Dann schritt er einigemal in heftiger Bewegung, die Hände krampfhaft zusammengefalten, in der Stube auf und ab, blieb zuletzt vor dem Sohne stehen und sagte in einer Erschütterung, wie sie Rudolph nie zuvor an ihm wahrgenommen, mit bebender Stimme: „Hier hast du mein Jawort, Rudolph, die Ammy soll dein werden, so weit ich ein Wort dazu mitzusprechen habe. Führst du sie mir als dein Weib in's Haus, so will ich sie wie meine geliebte Tochter segnen, und Gott, der mich in Frieden so alt werden ließ und mich so oft wunderbar erhörte, er wird auch mein Gebet erhören, daß es euch beiden immerdar wohl ergehen möge auf Erden. Ich trete dir von jenem Tage an mein ganzes Besitzthum ab und setze mich für den

Rest meiner Lebenszeit auf meinen Alttheil oben in die Stube, und ihr sollt nimmer von mir sagen, daß der Heinrich Falk ein schlimmer Vater sey, der seinen Kindern nicht jedes Glück von Herzen gönne. Eins aber" — hier dämpfte sich seine Stimme und seine Züge drückten einen schweren Seelenkampf aus — „Eins mußt du mir schwören, Rudolph, so wahr als dir deines Vaters graues Haar theuer und sein Segen dir heilig ist: Der Konrad Wahl darf niemals erfahren, daß ich eher meine Zustimmung zu dieser Heirath gegeben habe, als bis er selbst zuvor Ja gesagt und dir sein Kind zugesprochen hat. Das schwöre mir, so wahr ein Gott im Himmel lebt, der den Meineid straft und die Treue belohnt."

„Ich schwöre!" sprach Rudolph, sonderbar ergriffen von der räthselhaften Bedingung, an welche der Vater seine Einwilligung zu der Heirath knüpfte. — „Gut!" sagte der Alte tiefathmend und sank fast erschöpft von der allzuheftigen Aufregung in den Sessel nieder, indem er düster vor sich hinstarrte; „gut, so geh' nun hinüber und freie bei dem Konrad Wahl um seine Tochter Ammy. Mein Segen ist dir gewiß, und daß du weißt, was dein alter Vater für dich thut, so sage ich dir, er betet zu Gott dem Allmächtigen, daß er das Herz seines ärgsten Feindes rühre, damit dieser nicht des geliebten einzigen Sohnes bestes Glück zer=

stören möge! Fort! Fort! Rudolph — denk' an deinen Schwur, der Herr wird uns Allen gnädig seyn!"

Von Furcht und Freude gleich mächtig bewegt, verließ Rudolph den Vater, um sogleich nach dessen Willen zu Konrad Wahl hinüber zu gehen und bei diesem seine Bewerbung um Ammy's Hand anzubringen. Wohl wußte er, welche Aufnahme ihm, dem Sohn des Feindes, dort bevorstand; allein einmal seines eigenen Vaters Einwilligung gewiß, zweifelte der liebeglühende Jüngling nicht daran, daß es ihm, trotz aller Schwierigkeit, zuletzt dennoch gelingen werde, auch Ammy's Vater zu bewegen und dessen Einwilligung zu der Heirath zu erhalten; er baute dabei nicht wenig auf des Kastenmeisters gänzlich ruinirten Vermögensverhältnisse und schmeichelte sich mit der Hoffnung, derselbe werde gewiß einen so wohlhabenden Tochtermann nicht abweisen, dem dereinst das reichste Gut im Dorfe zufiel.

Als Rudolph in den Nachbarhof eintrat, ging der Alte gerade aus der Scheune nach dem Hause. Wie er Rudolphs ansichtig wurde, blieb er betroffen stehen und starrte den Jüngling verwundert an. Dieser nahte ihm, grüßte ihn freundlich und sagte: „Guten Morgen, Nachbar Wahl. Ich hätte ein Anliegen an Euch und bitt' Euch darum in Freundschaft, gönnt mir einige Minuten ruhig Gehör." — „Was soll's?" herrschte ihn der finstere Bauer unmuthvoll an.

Ohne sich durch diesen unfreundlichen Empfang aus der Fassung bringen zu lassen, erwiderte der Jüngling mit dreister Offenheit: „Ich komme zuerst zu Euch, Nachbar, da ich es nicht wagen durfte mich meinem Vater anzuvertrauen, bevor ich mit Euch geredet und Euere Willensmeinung gehört hätte. Denn mein Vater würde mich am Ende gar auslachen, wenn ich ihm dasjenige, was ich auf dem Herzen habe, eher sagen wollte, als bis ich Eurer, Nachbar Wahl, ganz gewiß bin. Kurz und gut, meine Anfrage an Euch ist die: Gefällt Euch der Sohn Eures Feindes besser als dessen Vater, so nehmt mich zum Tochtermann an, gebt mir die Ammy, wie sie geht und steht und Ihr sollt für Euere alten Tage einen treuen Sohn an mir haben, der Alles, was sein heißt, mit Euerem Kinde theilen will. Laßt Euch die Feindschaft mit meinem Vater nicht kümmern," fuhr Rudolph fort, als er bemerkte, wie der Alte die Stirne finster und finsterer zusammenzog; „hier meine Hand, Wahl, wenn Ihr mir die Ammy zur Frau gebt, so bin ich so gut Euer Sohn wie der des Heinrich Falk."

Da lachte der Kastenmeister so wild auf, daß die Hühner im Hofe ängstlich auf die Stange flogen und Rudolph selbst ein Grauen anwandelte vor dem bösartigen Manne, der sein theuerstes Glück in der Hand hatte. — „Hol's der Henker, darüber läßt sich ein

Wort reden!" rief der Alte mit widerlichem Hohn und betrachtete den Jüngling mit stechenden Blicken, die eben so viel lauernde Bosheit wie offenbare Schadenfreude ausdrückten. „Du begehrst von mir die Ammy zur Frau und verlangst weiter keine Mitgift als meinen Vatersegen? Na, das läßt sich schon anhören! Und wann meinst du, daß die Hochzeit seyn solle?" — „Das habt Ihr zu entscheiden, Vater Wahl," erwiderte Rudolph, dem trotz des verdächtigen Wesens des Kastenmeisters ein Stein vom Herzen fiel; denn in seinem arglosen Gemüth hielt er das alles für des Alten rauhe Art und Weise, dachte an keine Tücke noch Verstellung und wähnte sich fast schon am Ziele seiner Wünsche.

Da drückte jener, wie wenn er über etwas nachsinnen wollte, den Daumen gegen die Stirne und murmelte einige unverständliche Worte in den Bart: — „August — September — Oktober — recht so, im Oktober soll die Hochzeit seyn," sagte er darauf. „Aber zweierlei muß ich dir zur Bedingung setzen, von dem ich nicht abgehe, und wenn mich hier gleich auf der Stelle der Schlag rühren sollte. Dein Vater muß einwilligen, daß ihr am letzten Oktober getraut werdet, das ist Nummer Eins; und dann, daß dein Alter mir vor euerer Hocheit in Gegenwart unserer ganzen Freundschaft die Hand reicht und laut und vernehmbar

die Worte zu mir spricht: „Konrad Wahl, ich habe dir viel Schlimmes zugefügt, aber heut' rettest du meine Seele aus der ewigen Verdammniß." Thut er das, so ist die Ammy dein, und die Mitgift, die du nicht begehrst, wird darum" — hier warf sich der Bauer prahlerisch in die Brust — „Gott verdamm mich, nicht geringer seyn, als es der Konrad Wahl leisten kann."

Rudolph sah den Alten erschrocken an und abermals graute ihm vor dem Blick voll Hohn und Rachsucht, womit jener ihn betrachtete. „Ich versteh' Euch nicht, Nachbar," stammelte er betreten; „mein Vater —" „Wird schon besser verstehen, wie ich's meine!" fiel ihm Wahl lachend in's Wort, schlug dabei mit hellem Zungenschnalzen die Hände klatschend in einander, wie wenn er sich selbst das Handgelöbniß geben wollte, daß es bei dem Ausspruch sein Bewenden haben solle, und ging dann, ohne weiter auf die Bestürzung seines künftigen Tochtermannes zu achten, in's Haus.

Voll banger Sorge und Ungewißheit verließ dieser die feindliche Nachbarstätte; denn noch räthselhafter als die Bedingung, an welche sein Vater die Einwilligung zur Hochzeit geknüpft hatte, erschien ihm des Kastenmeisters Forderung, und er war völlig außer Stande ihren dunkeln Sinn zu deuten oder ihren Zusammenhang mit seinem Liebesglück herauszufinden.

Völlig niedergeschlagen und rathlos erschien er vor seinem Vater und hinterbrachte diesem das Resultat seines Freiergangs in's Nachbarhaus. Der alte Falk hörte den Sohn, und was dieser ihm von seinem Gespräch mit dem Kastenmeister erzählte, mit Ruhe und ohne sichtbare Verwunderung an; auch die sonderbare Forderung des Feindes überraschte ihn nicht, er lächelte nur leise vor sich hin und schüttelte das Haupt über diese widersinnige Bedingung.

Als Rudolph seinen Bericht geendet hatte, drückte ihm der Vater voll Mitleid die Hand und sagte bewegt: „Da siehst du's nun selbst, was ich zum voraus wußte; der drüben legt dir einzig und allein den Balken in den Weg, nicht dein treuer Vater, wie du vorhin meintest. Hier ist nichts mehr zu machen, als daß du dich in Geduld dem unerforschlichen Willen deines Herrgottes unterwirfst und die Ammy aufgibst. Es ist mir nun ganz klar, was ich längst vermuthete: Der Kastenmeister leidet am Säuferwahnsinn und weiß weder mehr was er spricht noch was er thut. Ich ihm meiner Seele Rettung verdanken — ihm, dem schlechtesten Menschen unter Gottes Sonne! Als hätte seine Feindschaft mich um mein Seelenheil gebracht und seine Freundschaft gäbe mir's zurück! Nein, Rudolph, um diesen Preis kann dein Vater dir die Ammy nicht gewähren; ich hasse zwar den Wahl

als einen bösartigen verruchten Menschen, dennoch wollt' ich ihm, hätt' er eingewilligt, die Hand der Versöhnung reichen. Aber meine Seele —" hier zitterte seine Stimme vor innerer Erregung und er faltete andächtig die Hände — „die hab' ich von meinem Schöpfer empfangen und hoffe sie ihm dereinst rein und durch dieses Lebens Prüfungen geläutert zurückzugeben."

So war denn das Schicksal dieser stillen Dorfliebe schnell und furchtbar entschieden und zwei treue Herzen sollten um einer unseligen Feindschaft willen den schönsten Traum ihrer Jugend für immer aufgeben. Nichts glich dem Schmerz, der Verzweiflung der beiden Liebenden, als sie sich so der letzten Hoffnung ihrer Vereinigung — und wann hätte selbst die hoffnungsloseste Liebe nicht noch gehofft! — für immer beraubt sahen. Zwar trugen sie still ihr Leid in grambewegter Brust; aber sey es nun, daß ihr Unglück sich in ihren Blicken und Mienen kund gab, sey es, daß der Kastenmeister, um diesen Triumph über seinen Feind zu feiern, kein Geheimniß aus Rudolphs Bewerbung machte; bald kannte das ganze Dorf die traurige Liebesgeschichte der beiden Nachbarskinder und alle guten Leute hatten das innigste Mitleid mit ihnen.

Man fand es unbegreiflich, daß die feindlichen Väter nicht den ihnen vom Himmel selbst gebotenen Wink zur Versöhnung benutzt und ihrem langjährigen Hader mit der Ehe ihrer Kinder ein glückliches Ziel gesetzt hatten; das eigenthümliche Verhältniß, unter welchem Rudolph und Ammy sich liebten, erhöhte noch das Interesse an ihrem traurigen Schicksal, und selbst manches rauhe Gemüth empfand nun erst doppelt den Fluch dieser Feindschaft, die nicht nur ganz Altenhain in zwei feindliche Parteien spaltete, sondern selbst die Kinder, die einzigen fast, die bis jetzt von der Zwietracht der beiden Nachbarn nicht berührt worden waren, von einander trennte und unglücklich machte.

Ammy hatte von ihrem harten Vater von dem Tage an, da Rudolph bei diesem um ihre Hand anhielt, noch mehr zu leiden als zuvor; und sie hätte dieses gequälte und mißhandelte Daseyn nimmer ertragen, wenn es für sie nach dem Verlust des Geliebten überhaupt noch eine Noth und Drangsal gegeben hätte. So aber war der Schmerz der jungen Seele Demantschild, an dem alle Kränkung des rohen Vaters abprallte, der sie beständig auf jede erdenkliche Weise es entgelten ließ, daß des Feindes Sohn sie zu lieben und um sie zu freien gewagt hatte. Eben so schwer, wenn auch weniger standhaft, trug Rudolph an seinem herben Loose, obgleich der Vater keine Schuld daran

hatte und selbst alles aufbot, den niedergeschlagenen Muth des Sohnes wieder aufzurichten. Umsonst! der Gram und Ammy's Verlust nagte wie ein Wurm an seinem jungen Leben und legte über seine sonst so glückliche Jugend einen düstern Grabesschleier.

So trugen beide das gemeinsame Leid, und längere Zeit mieden sie selbst einander und gingen sich aus dem Wege, wie wenn es jedem nur im Entferntseyn vom andern möglich wäre, sich aufrecht zu erhalten, nicht anders, als wenn bereits der unerbittliche Tod zwischen sie getreten sey und eins das andere am Liebsten als gestorben beweinen möchte. Das aber eben ist die wahre Liebe, die kein Scheiden und Meiden kennt, auch wenn Meere sie trennen und die feindlichen Geschicke der Welt sich wie Alpen zwischen sie und ihre Sehnsucht thürmen. Nur sie selber legt sich dann die Binde der Täuschung vor die Augen und beweint ihr Liebstes als todt und dahin, nur um nicht im Auge des andern den furchtbaren Gedanken zu lesen, daß auch der geliebte Gegenstand noch lebt und athmet wie sie selber — in der gleichen Entsagung.

Auf Rudolphs sonst so offenen und sanften Charakter äußerte das gänzliche Fehlschlagen seiner schönsten Hoffnung einen keineswegs günstigen Einfluß; er wurde, je tiefer er sich in seinen Gram, seine Her-

zensmuthlosigkeit versenkte, immer ernster, immer abgeschlossener; kein Lächeln der Heiterkeit kam mehr über seine Züge, er fing an, erst die fremden und später auch die bekannten und befreundeten Menschen ängstlich zu meiden, und war am Liebsten da, wo er seinen düstern Betrachtungen ungestört nachhängen durfte. Die Jagd war das einzige, woran er noch ein Wohlgefallen zu finden schien, und oft durchstrich er tagelang, mehr selber ein von seinem Schmerze gehetztes Wild als daß es ihm um Jagdbeute zu thun gewesen wäre, die großen Wälder, ließ daheim den Vater mit den Knechten für die Landwirthschaft sorgen und suchte seinen letzten Trost in der einsamsten Einsamkeit des Gebirges. Die Natur der Heimath entsprach seiner düstern Herzensstimmung; denn dort in den alten Wäldern, oder auf den öden Haiden gewöhnt sich der Mensch, dem das Leben Frieden und Befriedigung versagt, leicht an ein Daseyn ohne Freude, ohne Hoffnung; die Natur selbst senkt in sein Gemüth den Eindruck des Schauerlichen und Vereinsamten, und je empfänglicher der Sinn ist, der sich ihr in seinem Schmerze hingibt, um so tiefer übt sie ihre Wirkung auf das trauernde Gemüth.

So lag er oft stundenlang, die Flinte zur Seite, auf einem Felsen, starrte unverrückt in die düstern Waldschatten hinunter und schreckte aus den Träumen

seiner stummen Trauer auf, wenn der Schrei eines wilden Vogels oder ein Unkenruf aus dem nahen Moore sein Ohr berührte. Aus dem Waldbach löschte er seinen Durst und ein Stück trockenes Brod stillte seinen Hunger. Er gewöhnte sich so sehr an dieses unstete Leben und Umherirren in der wilden Gebirgsnatur, daß sich mehr und mehr, ihm selber unmerkbar, die Fäden lösten, die ihn noch mit der übrigen Welt verknüpften und seine Seele sich immer tiefer in den Schatten einer gramesdunkeln Traumwelt verlor. Kehrte er dann am späten Abend nach dem Herrnhof zurück und er sah noch Licht in des Vaters Stube, so harrte er lieber draußen vor dem Thore, bis das Licht erlosch, ehe er es über sich gewann, vor des Vaters ehrwürdiges Antlitz, unter seinen bekümmerten, tiefforschenden Blick zu treten.

Gerade daß der Alte ihn ruhig gewähren und gehen ließ, war die Ursache, daß Rudolph seine Nähe scheute, da ihm die moralische Kraft fehlte, sich seinem verzehrenden Trübsinn zu entreißen und wieder zu seinen Pflichten und Obliegenheiten von früher zurückzukehren. Er liebte den Vater noch so innig wie sonst; wußte er ja doch, daß dieser Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um ihm zu Ammys Besitz zu verhelfen; allein eben dieser Gedanke war es, der seinen Stachel beständig von Neuem gegen Ru-

dolphs Brust kehrte, denn er fühlte sich so großer Güte unwerth, und doch besaß er weder den Muth noch die Kraft zur Umkehr von den dunkeln Bahnen seiner Schwermuth, und der Entschluß, diesem traurigen Leben lieber ein freiwilliges Ende zu machen als es in dieser nutzlosen Weise länger fortzuführen, faßte in seinem Gemüthe immer tiefere Wurzel.

Da ergriff plötzlich wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, der noch einmal seinen ganzen Lebensmuth entzündete, ein Gedanke seine Seele, den er sofort auszuführen beschloß, der letzte Weg aus dem unglückseligen Verhängniß für ihn und Ammy. Er hörte nämlich, daß im künftigen Frühjahr eine benachbarte Dorfgemeinde nach Amerika auswandern wolle, und sogleich war sein Plan gefaßt, sich mit Ammy diesen Leuten anzuschließen und in der neuen Welt ein Glück zu finden, das er bereits in der alten für immer verloren gegeben hatte. Ja, in Amerika wollte er sein geliebtes Mädchen besitzen; dort, wo kein feindlicher Vater seiner Liebe mehr im Wege stand, dort, wo weite Meere ihn von der Stätte seines seitherigen Mißgeschickes trennten. Von diesem Augenblick an war Rudolph ein anderer Mensch, und als gar erst Ammy, der er bei der nächsten Gelegenheit seinen Plan mittheilte, ohne Bedenken ja sagte, hatte er auch die letzte Sorge überwunden, und von Neuem

knüpfte das lebendige Vertrauen auf Gottes rettende Hand das schon so gut wie für immer gelöste Band der beiden treuen Herzen. Fortwährend beobachteten sie zwar äußerlich das seitherige Benehmen und schienen sich kaum mehr zu kennen; beide spielten die Rolle der durch Gottes und der Menschen Wille für immer von einander Geschiedenen so gut, daß Niemand Verdacht schöpfte, geschweige denn ein fortdauerndes geheimes Einverständniß errieth. Aber in der Stille der Nacht, die des Argwohns und der Feindschaft lauerndes Auge schloß, sahen sich Rudolph und Ammy bald hier, bald dort; sie oder er wußten immer ein noch sichereres Plätzchen als das vorige Stelldichein, und zuletzt, als der Mond durch seine Helle in Hof und Garten jeden Winkel unsicher machte, fand Rudolph einen Ort, wo schwerlich ein Mensch sie gesucht haben würde, selbst wenn er sie dort sicher zu finden gewußt hätte. Das war der Tannenstein im Walde, verrufen und gemieden um des unheimlichen Gastes willen, der dort seit vielen Jahren hausen sollte; denn am alten Gemäuer herum spukte ja zur Nachtzeit der blasse Förster Friedrich, der „Tannenschütz" geheißen, der abergläubischen Menschen Schreckgespenst, nun aber einer treuen stillen Liebe schützender Genius.

Auch im Pfarrhaus hatte die tragische Liebesgeschichte von Rudolph und Ammy Herzen gefunden, die das Schicksal der jungen Leute aufrichtig beklagten und innigen Antheil daran nahmen. Die junge Pfarrerin interessirte sich auf das Lebhafteste für Ammy, und beide verkehrten mit einander wie zwei Freundinnen, die kein Geheimniß unter sich haben. Rudolph besaß Burkhards herzliche Zuneigung, der ihn nicht nur um seines trefflichen Charakters willen liebte, sondern auch seinen gebildeten Verstand und seine tüchtigen Kenntnisse in praktischen Wissenschaften zu schätzen wußte. Der Pfarrer sowohl wie seine Frau hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Vereinigung der ihnen so liebgewordenen Menschen im Wege standen; aber alle ihre Versuche waren an dem starren Sinne von Ammys Vater gescheitert, und zuletzt mußten auch sie ihre Theilnahme an dem Loos der beiden auf's Trösten und Ermuthigen beschränken. Augustens Ankunft in Altenhain und später Ernsts Anwesenheit brachten mancherlei Zerstreuung und Störung in das pfarrhäusliche Stillleben. Rudolph, der, wie wir sahen, nur noch in der Einsamkeit Trost suchte, war schon lange nicht mehr dort gesehen worden; auch Ammy kam nur noch selten dahin. Man hielt im Pfarrhaus die Sache für abgemacht und vertraute der alles lin-

dernden Zeit, daß sie auch diese Wunden endlich heilen werde.

Da aber eines Tages der alte Heinrich Falk, dem seine Sorge um den geliebten Sohn keine Ruhe ließ, zu Burkhard kam, um diesem mit erschüttertem Herzen seinen Kummer zu klagen und dessen Rath zu erbitten, erwachte im Pfarrhaus von Neuem die Theilnahme an dem schon halb vergessenen Schicksal der beiden Liebenden, und als man Abends beisammen saß, erzählte Burkhard den übrigen seine Unterredung mit dem alten Falk. Man rathschlagte nun hin und her, wie man es anfangen sollte, um Rudolph seiner Schwermuth zu entreißen; noch einmal machte die Pfarrerin Plane, des Kastenmeisters unbeugsamen Sinn umzustimmen, aber der Pfarrer schüttelte zu all ihren Vorschlägen den Kopf und sagte: „Auf dem seitherigen Wege ist hier nichts zu machen. Wir alle, und Ernst zuletzt, haben uns überzeugt, daß der Konrad Wahl weder durch Güte noch durch Vernunft zur Nachgiebigkeit zu bringen ist; ja, ich fürchte beinahe, wir haben durch unser Drängen und Einreden den Widerstand in diesem harten Gemüthe nur noch unbeugsamer gemacht. Der Mensch ist schlecht, grundschlecht, und sein Haß gegen den Nachbar entspricht seinem übrigen Charakter. Wenn solch ein raffinirter Bauer einmal auf seinem Willen besteht, so mag eher das Himmels-

gewölbe einbrechen, als daß er sich etwas davon abdingen läßt."

„Man sollte gar nicht denken," nahm Ernst das Wort, „daß Menschen, die auf der untersten Stufe der Bildung stehen und sich ihr ganzes Leben lang in den allerbeschränktesten und einfachsten Verhältnissen bewegen, in einem einzigen Gefühle diese seltene Ausdauer beweisen. Die Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn erinnert mich unwillkührlich an die corsische Blutrache, nur daß dort Dolch und Flinte schnell vollenden, was hier durch Jahr und Tag in Tücke und unüberwindlichem Abscheu fortbesteht. Sagt mir nur in aller Welt, was kann zwei Bauern von dieser ganz verschiedenen Gemüths- und Denkart so heftig gegen einander aufbringen, daß die Lust am Haß fast noch größer scheint als der Haß selbst, wie wenn nicht sowohl eine äußere Ursache als vielmehr eine innere Naturnothwendigkeit, wenn nicht gar der Einfluß eines tückischen Zauberers, sie zu dieser räthselhaften Feindschaft aufstachelte! Sie prozessiren nicht mit einander, sie reden kaum von einander, Niemand kennt den Grund ihrer räthselhaften Erbitterung, und doch hassen sie sich so grimmig, als sey ihre beiderseitige Existenz von diesem Hasse bedingt."

„Ihre Feindschaft hat mir schon viel zu denken gegeben," erwiderte Burkhard, „und psychologisch hat

sie für mich ein hohes Interesse. Die Verschiedenheit dieser feindlichen Charaktere ist so groß, daß eher Wasser und Oel zusammengehen würden als unsere beiden Nachbarn. Der eine fast von quäkerhafter Einfachheit, sanft, mäßig und in seiner Glaubensrichtung an den Pietismus streifend; der andere roh, sinnlich, grausam und aller Gottesfurcht baar und ledig, wo liegt da der geheimnißvolle Knoten, der diese beiden Feinde zusammenhält und ihrem Hasse die dämonische Gewalt verleiht? So lange ich den Wahl und den Falk kenne, hat ihre Abneigung gegen einander von Jahr zu Jahr zugenommen und nichts war im Stande sie zu einer Annäherung zu bewegen. Selbst das gemeinsame Unglück, das doch sonst die Antipathien der Menschen mildert, schied sie nur noch schroffer; wie denn bei dem letzten Wolkenbruch vor vier Jahren, der fast unsere ganze Gemarkung verwüstete, der Kastenmeister sich über den erlittenen Schaden erst dann beruhigte, als er hörte, daß des Feindes Felder noch ärger mitgenommen wären als die seinigen."

Die Pfarrerin sagte: „Aber ist nicht die Liebe zwischen Rudolph und Ammy fast eben so wunderbar und räthselhaft als der Väter Feindschaft? Kann man sich etwas Rührenderes und Reizenderes zugleich denken als diese Treue, diese Hingebung zweier Men-

schen, die doch unter dem unmittelbaren Einfluß jener unheilvollen Feindschaft aufgewachsen sind? Von früh auf hörte jedes von ihnen aus dem Munde des Vaters nur Schlimmes und Gehässiges über den Vater des andern; Ammy wußte von Rudolph, wie Rudolph von Ammy nur Böses und Feindliches; es dürfte also kaum Wunder nehmen, wenn unter solchen Einflüssen der Haß der Väter auf die Kinder fortgeerbt wäre; und was sehen wir statt dessen? Wie die reine Wasserlilie im sumpfigen Moraste, so erblüht aus dem unversöhnlichen Haß der beiden Alten die herrlichste poesiereichste Liebe, ja diese Feindschaft scheint für die jungen Leute nur vorhanden, um auf ihrer dunkeln Folie das hellste Bild von Treue und Unschuld zu zeichnen; eines findet bei näherer Bekanntschaft das andere so liebenswerth, daß die künstlich genährte Abneigung sich plötzlich in ihr entschiedenstes Gegentheil verkehrt und die Freude über diese unerwartete Entdeckung ihrer innigen Seelenharmonie schnell die herzlichste Zuneigung bewirkt. Ammy erzählte mir einmal, Rudolphs Bild sey ihr von der Stunde an in's Herz gekommen, da dessen Vater, der alte Falk, sie kurz vorher so feindlich angeblickt, daß sie nur in dem Gedanken an den Sohn Trost und Beruhigung habe finden können."

„Da siehst du nun," wandte sich der Pfarrer zu

der Schwägerin, „daß unser Vogelsberg so gut seine romantischen und tragischen Liebesgeschichten hat wie eure Residenz; ja wer weiß, ob hier nicht mehr wahre Poesie und Schwärmerei der Herzen gefunden wird als dort, wo die Liebe meistens zu den fashionablen Abenteuern und kaufmännischen Spekulationen zählt, und im besten Falle Goethe und Schiller, im schlimmsten Matthisson und Clauren die Stichwörter dazu hergeben müssen." — „Deine Frau hat sehr recht," sagte Ernst, „wenn sie das Verhältniß zwischen Rudolph und Ammy eben so eigenthümlich und räthselhaft findet, als die Feindschaft der beiden Alten. Denn das wirst du mir zugeben, daß die romantische Liebe, wie wir sie hier repräsentirt sehen, in eurem Vogelsberg eben so selten ist wie sonstwo in der Welt. Aber das Besondere hat dieses interessante Verhältniß, daß es sich aus den dem Ideale feindlichsten Gegensätzen entwickelte und darum unser doppeltes Interesse erweckt.

„Ich wollte auch nur sagen," erwiderte der Pfarrer, „daß die Liebe in ihrer poetischen und intensiven Kraft nicht der durch ein höheres Leben und Bildung gewonnenen idealen Anschauung bedarf, um in gleicher Romantik und Innerlichkeit zu bestehen, wie es sonst nur bei dem geistig gebildeten Menschen der Fall ist; so wenig als der Haß, der zwischen den beiden feindlichen Nachbarn einen Höhegrad erreicht,

der in psychologischer Hinsicht eben so merkwürdig erscheint. O ihr glaubt nicht, wie gerade im gemeinen Volke das rein Menschliche in seinen guten und schlimmen Seiten oft viel großartiger und poetischer zu Tage tritt wie dort, wo das Leben der sogenannten gebildeten Stände mit seinem Luxus, seinen Rücksichten und Formen die ursprüngliche Naturanlage und Individualität verwischt und den angeborenen Charakter oft in sein gerades Gegentheil verkehrt. Zwar an Intelligenz, an Gefühlsverfeinerung und sogenanntem objektivem Bewußtseyn wird uns der Bauer immer nachstehen; selbst da, wo er sich über seine Sphäre zu höheren Gefühlen und Anschauungen erhebt, wird seine rauhe Schwielenhand jenes zarten Tastsinnes entbehren, womit wir philosophisch-kritisch-ästhetisch durchweichten Menschen unser Seelenleben an seinen geheimsten Pulsen befühlen und die Schläge zählen, die uns diese oder jene Empfindung kostet; aber dafür findet man unter'm Volke ungleich mehr Originalität, ungleich mehr natürliche Charakterentwicklung, und was einmal in einer kernhaften Bauernnatur Wurzel gefaßt hat, ist schwer wieder auszureißen; es wächst und wächst fort, und wird's auch kein schlanker Fruchtbaum und keine anmuthige Palme, so wird's doch eine knorrige Steineiche, die den Stürmen trotzt und den Wettern. Immer aber ist's etwas Ganzes und

Besonderes und behauptet im Schönen wie im Häßlichen seine ursprüngliche Charakteristik. Zerfahrenheit kennt der Bauer nicht, so wenig als Weltschmerz und Zerrissenheit. Darum werden aber auch die übrigen Stände der Gesellschaft sich immer in einem schroffen Gegensatz zu ihm befinden, während er selbst so wenig von ihnen und ihren glücklicheren Zuständen wissen will, daß er sie trotz seiner Armuth, seiner Niedrigkeit und Entbehrung herzlich verachtet und nimmer mit ihrem Loose tauschen würde."

„Ihr habt hier aber auch noch ächtes Bauernvollblut," sagte Ernst, „und man kann weit in Deutschland herumsuchen, ehe man einen Menschenschlag von dieser rauhen Zähigkeit und Charaktereigenthümlichkeit antrifft, wie unsern Vogelsberger Bauer. Ich sah einmal einen in London, der auf der Straße Besen ausrief; hatte der Kerl nicht eine Stimme, so laut und seltsam, daß plötzlich, mitten im Volksgewühl der Weltstadt, der Vogelsberg mit seiner ganzen barocken Urweltlichkeit vor mir lag, so mächtig wirkte der heimathliche Ruf: „Kaaft Bese, schine Bese!" auf meine Phantasie."

„Das ist wahr," brach jetzt Auguste lachend ihr seitheriges Schweigen; „urweltlich genug ist dieses Volk, und seine Sprache wie seine Sitten und Begriffe erinnern lebhaft an die Geschichten von den alten

Deutschen in Bärenhäuten. Wenn so ein Bauer sagt: „Wu dann?" klingt's fast wie „Wodan" und sein rauher Gruß „Guure Tak!" kratzt Einem ordentlich in der Kehle. Hat doch neulich unser Nachbar Hannjust mir ganz ernsthaft erzählt, sein Stier rufe ihn immer beim Namen, wenn er hungrig sey."

„Das Schrecklichste an den Leuten ist ihr Aberglauben," sagte die Pfarrerin. „Wenn es wirklich so viele Gespenster, so viele Hexen und Kobolde gäbe, wie unsere Vogelsberger meinen, ich hielte es keine acht Tage hier aus. In jeder Katze, die Abends beim Dämmerschein über'n Weg springt, sehen sie ein altes Weib, jeder Uhu ist ein Todesbote, in der Luft selbst heulen und winseln böse und geplagte Geister und an jedem Kreuzweg kauert Nachts eine Hexe und lauert hinter'm Dornstrauch auf eine arme Seele. Die Spinne im Kuhstall, das friedliche Heimchen in der Lehmmauer, ja selbst der Rauch im Schornstein haben ängstliche, unheimliche Bedeutung; der Alp hockt sich in Gestalt eines grauen Zwerges Nachts den Schlafenden auf die Brust; bis in die Eingeweide hinein dringen die zwickenden Unholde, und schon mancher feindliche Kobold setzte sich tückisch in einem hohlen Backenzahn fest und quälte und marterte dort „rechtschaffen" sein Opfer, bis ihn ein Nagel aus einem vermoderten Sarge wieder daraus vertrieb."

„Und doch ist auch dieser Aberglaube ein Lob für den Bauer, erwiderte Burkhard lächelnd. „Er ersetzt ihm die Poesie, und die unheimlichen Spinnstubenmährchen, die das Volk Winters beim flackernden Kienspan dichtet, bergen oft unter dem Gewande der Gespensterfurcht gar gesunde und wahre Empfindungen. Der Vogelsberg mit seiner wildromantischen Natur voll einsamer Schauer und düsterer Eindrücke ist so recht eigentlich der Tummelplatz aller möglichen Gespenster, und der lange öde Winter zumal mit seinen Entbehrungen und seinem Ungemach führt von selbst die Einbildungskraft in jene abenteuerlichen Regionen des Spukhaften und Uebersinnlichen. Je rauher und unwirthbarer die Natur, um so mehr Gespenster und Kobolde. Es „wannert," sagt der Vogelsberger Bauer, wenn er einen Spuk bezeichnen will, und in diesem Worte liegt in der That ein recht unheimlicher Begriff, der die wirkliche Thätigkeit unsichtbarer Geister bezeichnet. Und „wannert's" nicht selbst ganz in unserer Nähe? Denkt nur an den Tannenstein oben im Walde; dort hängt auch ein dunkler Aberglaube seit vielen Jahren am alten Gemäuer fest und will nicht von der grausen Mordstelle entweichen. Ja, der Tannenschütz, der sich Nachts dort sehen läßt, ist so recht eigentlich der Repräsentant unserer Spukwelt, und um ihn gruppirt sich, wie um den Helden eines Schauer-

stücks, das ganze übrige Gespensterpersonal. Und doch hat dieser Schemen einmal wirklich Fleisch und Blut gehabt, ist so zu sagen ein historisches Gespenst und sein Spuk datirt unmittelbar aus der Wirklichkeit. Er ist trotz des Aberglaubens, der ihn mit diesem grauenvollen Nimbus umgab, ein gar tiefsinniger Gesell, ein Stück Hamlet, und wie dieser brütet er beständig über dem furchtbaren Gedanken einer ungesühnten Blutschuld. Hier fällt das Rechtsbewußtseyn des Volks mit der Gespensterfurcht in eine dunkle nebelhafte Vision zusammen; denn der Tannenschütz repräsentirt uns neben dem Wahn, der ihn schuf, auch den Glauben an eine ewige Vergeltung; er repräsentirt uns zugleich das schwer beleidigte und noch nicht gesühnte Gesetz, und so lange der Tannenschütz im Hohlweg „wannert," wird das Auge des allwissenden Gottes fest auf seinen Mörder gerichtet seyn. Aberglaube ist das freilich, aber Glaube ist doch dabei."

„Gewalt hat das Gespenst auch bei hellem Tage," sagte Ernst und beschrieb dann den Zuhörern seine Empfindung des Schauers, der ihn bei seinem neulichen Besuch des Tannensteins angewandelt, und wie das Rascheln einer Eidechse im dürren Laube ihn fast von dannen gescheucht habe.

Da sagte der Pfarrer nach einer Pause in einem Tone, dem man das innere Erregtseyn anhörte: „Es

ist schon ein Gespenst, sich zu denken, daß eine solche That ohne Namen und ohne Sühne bleibt. Aber der Tannenschütz hat neben dem Grauen, das er einflößt, noch eine andere unheilvolle Bedeutung, an die ich glauben muß, weil ich den Beweis davon schon mehrmals miterlebt habe. So oft er sich nämlich zeigt, kann man sicher seyn, daß bald nachher in Altenhain ein Unglück passirt, und zwar nicht ein vereinzeltes, sondern eines, das mehrere Menschen, ja häufig die ganze Gemeinde zugleich betrifft. Es ist wirklich so, der Tannenschütz hat es auf uns abgesehen." — „Schade, daß Müllner oder Houwald nicht mehr leben!" sagte Ernst; „das wäre ja ein trefflicher Stoff für eine Schicksalstragödie in modernem Style."

„Ich packe und reise morgen ab!" rief Auguste, zwar lachend, aber doch mit allen Zeichen wahrer Seelenangst in den Zügen. „Das alles ist dummes Zeug, und dennoch fürchte ich mich davor. Denn ein vernünftiger Mensch, daß ihr's nur wißt, hat nicht allein Furcht vor der Dummheit, sondern auch Furcht vor seiner eigenen Furcht. Abscheulicher Schwager! Ich zittere schon, wenn ich mir denke, daß ich jetzt hinauf in meine Stube trete und vor meinem eigenen Schatten erschrecke. Oder der Wind bewegt leise die Gardinen, oder der blasse Mond —"

„Dahu! dahu!" tönte plötzlich das Nachtwächterhorn so schauerlich vor den Fenstern des Pfarrhauses, daß sie mit einem lauten Schrei vom Stuhle auffuhr und entsetzt in der Pfarrerin Arme stürzte. „Mein Gott, Auguste, wie du dich anstellst!" sagte diese selbst erschrocken. „Seit Wochen schon hörst du zu jeder Stunde der Nachtzeit den alten Nickel, und heute —" — „Olle gurre Gaister luwwe Gott den Herre! Eilf Auer is die Glock!" sang der alte Nickel halblaut wie im Schlafe vor sich hin, nachdem er eilfmal in's Horn gestoßen, und schlurfte dann mit seinen schweren Holzschuhen in's Dorf zurück, das er trotz seiner siebzig Jahre noch immer so treulich bewachte, wie am Tage die Heerde, welche gleichfalls seiner Obhut anvertraut war.

Auguste richtete sich mit vergeisterten Zügen auf, sah alle der Reihe nach an und sagte dann tiefathmend: „Das hat man von euerer Romantik! Ich wiederhole dir noch einmal, Burkhard, was ich dir schon neulich sagte: Ich habe keine Nerven für den Vogelsberg. Und nun gar der Tannenschütz — das ist nicht zum Aushalten!"

„Wir beide haben nichts von ihm zu befürchten," tröstete sie Ernst. „Sie hören ja selbst von Burkhard, daß es das Gespenst blos auf Altenhain abgesehen hat. Wir gehören mithin nicht in sein Revier." —

„Das läßt sich hören!“ rief Auguste. „Wissen Sie was, Herr von Bernau, wir lassen uns morgen vom Altenhainer Bürgermeister eine Aufenthaltskarte auf unbestimmte Zeit ausstellen, und wenn der Tannenschütz kommt, legitimiren wir uns damit als Ausländer.“ — „Da habt ihr das Weib!“ sagte Burkhard heiter; „im einen Augenblick eine geknickte Lilie, im andern eine übermüthige Tulpe!“ — „Und der Mann? Was ist der Mann?“ rief Auguste mit Eifer: „Heute am Samstag, fünf Minuten nach eilf Uhr ein loser Schwätzer, und morgen, wenn er auf die Kanzel tritt und seinen romantischen Bauern etwas vorpredigen soll, ein Pfarrer, der seine Predigt nicht auswendig kann.“

Diese Wendung des Gesprächs brachte schnell eine heitere Stimmung in die kleine Gesellschaft; vergessen war der Tannenschütz und der alte Nickel, und ziemlich zufrieden mit den ausgestandenen Schauergefühlen trennte man sich bald nachher mit dem Vorsatze, trotz aller Gespenster des mitternächtlichen Vogelsbergs die Bettdecke über die Ohren zu ziehen und es dem alten Nickel zu überlassen, das Dorf vor Schaden zu behüten.

Ernst befand sich, als er auf seine Stube kam, in einer Gemüthsverfassung, die ihm das Träumen mit wachen Augen ungleich angenehmer machte als das mit schlummernden. Zudem schlief ja Auguste

ihm gegenüber und ihr freundliches: „Gute Nacht, Herr Eidechsenheld,“ wollte ihm gar nicht wieder aus den Ohren kommen. Bald klang's im rechten, bald im linken, und damit auch die Augen bei diesem Zauberklingen nicht zu kurz kämen, stand die zarte Jugendgestalt in einemfort vor ihm, lachte ihm mit den heitern Zügen voll Unschuld und Liebreiz in's Herz, oder sah ihn mit den großen sinnigen Augen so schelmisch ernsthaft an, als wolle sie sagen: „Die Aufenthaltskarte, Herr von Bernau!“ — Klipp! Klapp! flogen aus dem gegenüberliegenden Zimmer Augustens Stiefelchen vor die Thüre, damit das Hausmädchen sie am Morgen dort finden und ihnen den verlorenen Glanz zurückgeben möge. Der Träumer mit wachen Augen fuhr wie von einem elektrischen Strom durchzuckt zusammen; es war für heute der letzte Ton, der ihm von ihrem Daseyn Kunde gab. Armer Ernst! Zwei kleine Stiefelchen, so klein, um einer Sylphide Neid zu erwecken, haben dir gerade noch gefehlt, um dir erst recht den holden Quälgeist vor die Seele zu zaubern, als wollten sie sagen: „Fasse dir ein Herz, Eidechsenheld; sie hat uns von sich geworfen, hole uns zu dir herüber, und wenn sie dann morgen mit ihrem zarten kleinen Fuß hineinschlüpfen will, so gibst du uns nicht heraus, sondern wartest ab, was sie über unsern Verlust sagt. Viel-

leicht sagt sie auch gar nichts; um so besser! Dann denkt sie bei sich im Stillen: Er hat mir die Stiefeln gestohlen, damit ich nicht von hier fort kann, weil er es ohne mich keine acht Tage mehr in diesem verwünschten Gespensterdorf aushalten würde. Oder sie fragt nach uns und sucht ihre Stiefeln im ganzen Hause; dann kannst du ihr noch immer sagen, was sie schon längst wissen sollte, daß du bis über deine Ohren und bis in ihre Fußspitzen hinein in sie verliebt seyst, verliebt wie ein Eidechsenheld, dem aller und jeder Muth fehlt, seinem stillen Sehnen Worte zu leihen, die Gefühle seines Herzens u. s. w."

So flüsterten und lockten die kleinen glanzledernen Stiefelchen vor Augustens Thüre ihm durch's Schlüsselloch die Versuchung, sie zu rauben, in's Herz. Immer stärker wurde sein Verlangen, immer schwächer sein moralischer Widerstand gegen einen solchen verwegenen Diebstahl; er legte das Ohr an's Schlüsselloch und glaubte deutlich zu hören, wie die Stiefelchen ungeduldig ob seines langen Zauderns auf dem Vorplatz hin und her liefen und zwischen seiner und Augustens Thüre einen Wettlauf anstellten. Schon hatte er die Klinke in der Hand, als er sich noch rechtzeitig besann, daß sie noch wachen oder wenigstens durch das Geräusch der knarrenden Thüre wieder aufwachen möchte, welches Bedenken neues Zaudern, neue Zweifel in ihm hervor-

rief und den Eidechsenhelden abermals in seiner ganzen Blöße hinstellte.

„Ich warte noch eine halbe Stunde, dann schläft sie gewiß fest und ich hole mir die verwünschten Dinger um so sicherer!“ — Gesagt, gethan! Die Stiefelchen hatten Geduld und warteten noch ein Weilchen auf ihren Entführer; Ernst aber trat, erheitert durch seinen heroischen Entschluß, an's Fenster, das er öffnete, um in die mondhelle Nacht hinaus zu schauen und unter den Millionen Sternen, die funkelnd auf die stille Erde niederleuchteten, sich denjenigen herauszusuchen, der ihn in's gelobte Land seiner heißen Sehnsucht führen sollte.

Es war alles so still, so schweigsam ringsum, wie wenn der Kirchhof mit seinen hell blinkenden Kreuzen jenseits des Dorfwegs der ganzen Natur den tiefen Frieden eingeflößt hätte, der auf seinen vom Mondlicht beschienenen Hügeln träumte. Kein Lüftchen regte sich, kein Halm, kein Blättchen bewegte sich, nur hie und da zitterte noch ein Sternenschimmer durch die heilige Stille der Nacht und mit leiser Hand wob ihn die Dämmerung in ihr schleierhaftes Gewand.

Ernst's Zimmer hatte die Aussicht hinauf nach dem Tannenstein; gerade über dem Hügelkopf stand der Vollmond und beschien das alte Gemäuer, das in dieser Beleuchtung jenen magischen Salpeterschein ver=

breitete, den man zuweilen in hellen Nächten an Ruinen beobachten kann. Alles war bei der zauberischen Helle ganz deutlich zu unterscheiden; wie in Strömen floß das Mondlicht durch den reinen Aether und schnitt die einzelnen Gegenstände im Vordergrund des Tannensteins, Bäume, Büsche, Felsen und Mauerwerk in scharfen Umrissen von den dunkeln Schattengruppen des dahinter liegenden Waldes ab. Nur auf Schottland's Hochgebirgen hatte Ernst eine solche helle Herbstnacht gesehen, wie er sie hier in ihrem ganzen Zauberschein vor sich hatte, eine in Dämmerung gehüllte Ossianische Mythe, durch die der Gedanke der Ewigkeit seine goldenen Fäden zieht.

Da mit einemmal — nein, es war keine Täuschung! — eben als sein Auge wiederum über den Tannenstein hinstreifte, sah er dort so deutlich, als wandle sie nur wenige Schritte von ihm entfernt, eine männliche Gestalt, die sich langsam zwischen den Baumstämmen hin und her bewegte, jetzt im Schatten des Gemäuers verschwand, dann wieder daraus hervortrat, bis zum Rande der Höhe, da wo die Bergwand sich in steilem Geklüft nach dem Dorf hinabsenkte, vorschritt, dort eine Weile stehen blieb, worauf sie abermals nach dem Gemäuer zurückging und dasselbe wie vorhin in gemessenem Schritt umwandelte.

Diese Erscheinung an dem verrufenen Orte und zu so später Nachtstunde versetzte Ernst in nicht geringes Erstaunen; alles, was er am heutigen Abend von dem Tannenschützen gehört hatte, trat wieder lebhaft vor seine Seele und wenig fehlte, daß seine Einbildungskraft den einsamen Nachtwanderer dort oben mit dem unheimlichen Mitternachtsgast des Tannensteins verwechselt hätte. Es ging ihm wie schon manchem gescheidten Mann in ähnlichen Fällen; je mehr sein Verstand über das abenteuerliche Spiel seiner Phantasie lächelte, um so tiefer ergriff diese sein Gemüth; wozu noch kam, daß alles, der Ort, die Stunde, ja selbst die eigene bewegte Stimmung seines Innern zu einer solchen gespenstischen Illusion vollkommen paßte. Das Gefühl eines ihm seither fremd gebliebenen Schauers hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, und indem er sich gerne der selbstgeschaffenen Täuschung hingab, daß die Gestalt, die er dort auf der Waldhöhe erblickte, wirklich der Tannenschütz sey, verstrickte sich sein Gemüth immer tiefer in dieser Vorstellung, und das dunkle Bild seiner Kindheit von dem Mord des schönen Försters Friedrich trat abermals, nur noch fester und bestimmter als neulich im Hohlweg, vor seine Seele. Da fiel ihm ein, er wolle Burkhard wecken, der ihm erklären solle, was die einsame Gestalt dort oben zu bedeuten habe; und schon schritt er der

Thüre zu, als der Gedanke: Du machst dich am Ende lächerlich und aus dem Eidechsenhelden wird über Nacht ein Gespensterheld, ihn von diesem Vorsatz abbrachte. Eben krähte der Hahn im Pfarrhof die Mitternacht an; wie Ernst wieder nach dem Fenster zurückkehrte, war der Tannenschütz nirgends mehr zu erspähen und gleich nachher trat auch der Mond hinter wallendes Gewölk und verschleierte so den noch eben taghellen Berggipfel.

Ernst dankte Gott, daß er den Freund nicht geweckt hatte, der eben noch recht gekommen wäre, um nichts mehr von der Erscheinung zu erblicken, und ihn wahrscheinlich wegen seiner Gespensterseherei ausgelacht hätte. Er nahm sich darum auch vor, gegen keinen Menschen im Hause etwas von seiner Wahrnehmung zu verrathen, denn er hatte es ja am heutigen Abend an sich selber erfahren, wie muthwillig bei allem Mangel an Muth eine gewisse junge, kleine allerliebste Dame wurde wegen einer bloßen Eidechse, die doch gewiß zu den natürlichsten Dingen in der Welt gehört. Vom Thurme schlug es zwölf Uhr. — „Gleich kommt der alte Nickel," dachte Ernst, indem er die Bettdecke über sich zog und das Licht auslöschte. Aber der alte Nickel blieb aus und nirgends im Dorfe ertönte sein Horn. Ernst wachte noch, als es Eins schlug, der alte Nickel kam wieder nicht; es schlug zwei — vom

Nachtwächter war abermals nichts zu hören. „Das ist doch kurios!" sagte Ernst und schlief endlich auch ohne Nachwächter ermüdet ein.

Der Morgen des Tages, welcher dieser Nacht folgte, fand ganz Altenhain in einer schwer zu beschreibenden Aufregung und Bestürzung. In allen Mienen las man Sorge und Bangigkeit, nicht anders, als wenn der Feind im Anzug wäre, der das Dorf mit Brand und Plünderung heimsuchen werde. Die Männer vergaßen die Kirche und standen in Gruppen vor ihren Thüren; ängstliche Frauengesichter schauten aus den niedern Fenstern und lauschten dem Gespräche jener, kein fröhlicher Kinderlärm war auf der Straße zu hören, und als jetzt die Glocke die Dorfbewohner zur Kirche rief, schlichen nur wenige alte Leute dahin, wie wenn zum Gottesdienst am heutigen Sonntage den meisten die Andacht und der Glaube fehle.

Wie ein Lauffeuer hatte sich nämlich schon in aller Frühe die Kunde durch's Dorf verbreitet, daß der alte Nickel in der verflossenen Nacht kurz vor zwölf Uhr den Tannenschütz gesehen habe, von Hütte zu Hütte wanderte mit dieser Kunde der Schrecken in die Gemüther und bald las jedes in der Miene des andern, daß dem Dorf ein Unglück bevorstehe. So tief saß

der dunkle Wahn von der verhängnißvollen Gewalt dieses Gespenstes in den Herzen der Bauern fest, daß schon die bloße Nachricht von seiner Erscheinung ihnen gleichbedeutend mit dem wirklichen Unglück selbst war; und wir haben's ja am vorigen Abend aus dem Munde des Pfarrers gehört, wie die Erfahrung vieler Jahre diese Furcht vor dem Tannenschützen nur allzusehr gerechtfertigt hatte. Ein Unheil war sicher auch diesmal wieder im Anzug, und je allgemeiner der Glaube daran war, ein um so schwereres Verhängniß befürchtete man, denn der eine Nachbar redete seine Sorge in die des andern hinein. Die meisten fürchteten die Cholera, welche um diese Zeit in der Hauptstadt der Provinz ausgebrochen war und dort, so wie in den benachbarten Dörfern, große Verheerungen anrichtete. Andere waren der Ansicht, die Cholera sey's nicht, sondern die Gemeinde werde wohl den großen Prozeß wegen ihres einzigen Waldes verlieren, den sie schon seit vielen Jahren gegen die alten Rechtsansprüche der Grafen von G. geführt hatte und dessen Akten jetzt spruchreif dem obersten Gericht des Landes zur Entscheidung vorlagen. Wieder andere ermahnten zur Vorsicht mit Feuer und Licht, und die Politiker wollten sogar mit Bestimmtheit wissen, der Kreisrath werde demnächst den Amtsdiener mit einem großen Brief in's Dorf schicken und neue Steuern zu den alten,

fast unerschwinglichen Lasten ausschreiben. Kurz, der Deutungen waren fast eben so viele als der Befürchtungen; und alle Plagen, Leiden und Heimsuchungen des armen gedrückten Bauernlebens wurden von der Furcht und dem Aberglauben bereits als nahe bevorstehend angekündigt. Denn Niemand konnte zwar sagen, welches Unheil der furchtbare Tannenschütz diesmal prophezeit habe, daß aber seiner Erscheinung ein Unglück und vielleicht gar eines, woran kein Mensch denke, folgen werde, davon waren alle überzeugt und jedem „gruselte" schon bei dem bloßen Gedanken an die schauerliche Vision des alten Nickels.

Konrad Wahl war vielleicht der einzige Mensch im Orte, den die Nachricht so wenig erschreckte, daß er vielmehr in ein lautes Gelächter ausbrach und die Nachbarn, die mit furchtsamer Miene zu ihm kamen, alte Weiber schalt und Einfaltspinsel, daß sie sich von solchem Schnickschnack des Nachtwächters in's Bockshorn jagen ließen. Er für seinen Theil wolle gar nichts mehr von der dummen Geschichte hören, und seinethalben könne der Teufel selbst auf dem Tannenstein sitzen, ihn kümmere kein Gespenst, und was der vermessenen Reden mehr waren. Ammy erschien mit rothgeweinten Augen und abgehärmtem Gesichte; der allgemeine Schrecken hatte auch sie ergriffen, wenn's auch freilich, ihr Herz wußt' es ja, sicher ein anderer

Schrecken war, als der der übrigen Leute. Doch suchte sie ihre Angst, so gut sie konnte, zu bemeistern, und stimmte selbst dem Vater gegen die Freunde und Hausgenossen bei, daß nur der Aberglaube Gespenster sehen könne und kein vernünftiger Mensch an so etwas glaube. Im Stillen aber dachte sie doch, der Rudolph hätte nicht bis zur Mitternacht am unheimlichen Platz auf mich warten sollen; es bedeutet gewiß Schlimmes, daß ihn der alte Nickel für den Tannenschütz gehalten hat, und sie fühlte darum ein tiefes Grauen; denn nicht vor dem Gespenst, wohl aber vor dem Unglück, das dessen Erscheinung jedesmal prophezeite, bangte ihr in innerster Seele.

Schwerbeklommen ging sie hinaus in den Hof und schaute verstohlen über den Zaun in des Nachbars Garten; aber Rudolph war nirgends zu sehen, und sie kehrte, um keinen Verdacht zu erregen, wieder in die Stube zurück. Ihr Vater lehnte, auf beide Ellenbogen gestützt, am Fenster und starrte gedankenvoll unter dem Glockengeläute auf die Straße hinaus. Eben ging der alte Falk, das Gesangbuch in der Hand, mit niedergesenktem Haupte vorüber nach der Kirche; sie sah ihn und schaute im selben Augenblick, während sie sich etwas am Tische zu schaffen machte, ihrem Vater von der Seite in's Gesicht. Der war mit einemmal todtenbleich geworden, sah aber doch, ohne sich zu

regen, dem Feinde mit einem festen Blicke nach, bis dieser um die Ecke verschwand, worauf er sich hoch empor richtete, starr die Tochter betrachtete, die Arme weit ausdehnte und sich plötzlich mit beiden Fäusten so heftig wider die Brust schlug, daß es einen dumpfen Klang gab, worauf er schnell und wie Ammy zu hören glaubte, mit einem leisen Seufzer, der ihr schaurig fremd in's Ohr tönte, die Stube verließ und die Treppe hinaufstieg. Was war das? was hat er? dachte das Mädchen und bebte, ohne zu wissen wovor, an allen Gliedern; denn so erschüttert hatte sie ihren Vater noch niemals gesehen, und dieser Blick — nein, das war nicht der wilde böse Blick von sonst, das war ein Blick — sie konnte ihn gar nicht wieder vergessen, wie wenn sie dabei ein fremdes Auge, glanzlos und erloschen wie das des Todes selbst, voll Jammer und Hülflosigkeit angeschaut hätte.

Der Alte kam auch lange nicht wieder; Ammy hörte ihn in der Oberstube umhergehen, und als sie nach einiger Zeit gleichfalls hinauf kam und einen Moment an der Thüre lauschte, was er wohl drinnen zu schaffen hätte, hörte sie, wie er halblaut mit sich sprach und glaubte deutlich das Wort „Tannenschütz“ zu verstehen. Also fürchtet er sich doch wie die andern Leute, dachte Ammy und eilte wieder hinunter in die Küche. Auch später bei Tische war der Kastenmeister

sonderbar verwandelt, sprach nur wenig und ließ das Essen fast unangerührt stehen. Keinem der Hausbewohner entging es, daß ihn etwas sehr angelegentlich beschäftigte, und alle wunderten sich nur, wie er dabei gegen seine sonstige Gewohnheit so gar nicht barsch und rauh war, vielmehr still und in sich gekehrt. Nach dem Essen saß er wohl eine Stunde mit verschränkten Armen auf der Ofenbank und schien sich immer tiefer in seine Gedanken hineinzugrübeln. Er schickte dann den Knecht nach dem benachbarten Dorfe, um beim dortigen Grobschmied eine schadhaft gewordene Pflugschar ausbessern zu lassen, und gab dem Burschen unaufgefordert einige Batzen zum Trunk, worüber dieser große Augen machte. Als der Knecht fort war, sagte er zu Ammy, sie solle bis zum Abendgeläute mit ihren jüngern Geschwistern hinunter zu seiner Schwester der Müllerin gehen, auch gab er ihr noch eine Bestellung an seinen Schwager wegen der letzten Kornlieferung und zählte ihr das Mahlgeld auf den Tisch. Sie hatte schlechterdings kein Verständniß von diesem sonderbaren, halb gelassenen, halb beklommenen Wesen des Vaters; und nur wenn sie ihn zuweilen von der Seite ansah und seinen scheuen Blick beobachtete, wollte es sie bedünken, als dränge er mit Gewalt eine innere Unruhe zurück.

„Was hat er nur vor, wenn's nicht der Tan-

nenschütz seyn soll?“ fragte sie sich aber- und abermals, da sie in ihrer Kammer war und sich zum Gang nach der Mühle sonntäglich ankleidete, wohin ihr die jüngern Geschwister voll Ungeduld vorausgeeilt waren. Jetzt war sie mit ihrem Anzug fertig und schritt durch den Hof dem Thore zu, als ihr einfiel, zuvor noch dem Vieh einiges Futter aufzuschütten, da es leicht Abend werden konnte, ehe der Knecht zurückkehrte. Sie ging also statt zum Hofe hinaus erst nach dem Stalle, fand wirklich alle Reffe leer und stieg auf der Leiter nach dem über dem Kuhstall befindlichen Heuboden hinauf, um von dort durch die in der Decke angebrachte Lucke einiges Heu herunterzuwerfen. Da sieht sie durch die Glasscheibe, welche an der Stelle eines ausgehobenen Ziegels in's Dach eingefügt war, um ein nothdürftiges Licht in den sonst dunkeln Heuboden zu leiten, ihren Vater, der eben nach dem Hofthore geht und, wahrscheinlich in der Meinung, daß sie bereits das Haus verlassen, von innen den Riegel vorschiebt. Dies kommt ihr verdächtig vor und die Scene vom heutigen Morgen, das ganze räthselhafte Wesen des Alten fällt ihr dabei ein. Sie sieht ihn dann wieder nach dem Hause zurückkehren, und schon besinnt sie sich nach einigem Zögern, schnell ihr Geschäft der Fütterung zu beendigen, als sie abermals seine Schritte im Hofe vernimmt. Unter dem Arme

trägt er etwas, das wie ein Pack alten Zwilchs aussieht, und außerdem nach einen Spaten und einen Pflästererhammer. Damit geht er gerade auf den Stall zu. Durch die Lucke sieht ihn Ammy eintreten und eine unbekannte Angst ergreift sie, als er jetzt auch die Stallthüre hinter sich verschließt. Scheu wie das im Netze gefangene Rebhuhn vor dem heranschleichenden Marder duckt sie sich tief in's Heu und blickt aus ihrem dunkeln Versteck in den Stall hinunter.

Der Alte legt sämmtliche Werkzeuge, die er bei sich trägt, auch den leinenen Pack, auf den Haferkasten und tritt dann in den Stand der braun und weiß gefleckten trächtigen Milchkuh, das schönste Stück Vieh in seinem Stalle; er bindet dieselbe los und führt das Thier nach der andern Seite, wo er die Kette um einen Tragbalken schlingt. An dem hierdurch leer gewordenen Platz der Kuh fängt er nun an zuerst die Laubstreu wegzuräumen, dann reißt er mit einer eisernen Brechstange die Pflastersteine auf und beginnt mit großer Hast ein Loch in die Erde zu graben. Ammy entgeht nichts von dem, was der Alte vornimmt, doch kann sie sich sein sonderbares Geschäft lange nicht erklären; denn er gräbt immer fort, wie wenn er einen verborgenen Schatz suche, und das Loch ist bereits mehrere Fuß tief, als er den Spaten zur

Seite stellt. Nun schreitet er über den Sandhügel nach dem Haferkasten, nimmt das alte Stück Linnen und wickelt aus demselben ein breites, zweischneidiges, wohl armlanges Messer heraus mit einem Hirschhorngriff und sonst auch von ungemein künstlicher Arbeit. Beim Blitzen des funkelnden Stahls wird das Vieh im Stalle unruhig, die Stiere schütteln ihre Ketten, die Kühe drücken sich scheu an einander; der Kastenmeister aber tritt mit der blanken Waffe an das Erdloch, bückt sich nieder und drückt die Klinge bis an den Griff in den Boden der Grube, daß die Erde knirscht, worauf er hastig den aufgeworfenen Sand mit beiden Händen in das Loch scharrt; dann stampft er ihn mit den Füßen fest, pflastert die Steine wieder ein und wirft die Laubstreu darüber. Als keine Spur seines räthselhaften Werkes mehr übrig, führt er die Kuh in ihren Stand zurück, wirft den alten Lappen, in den das Messer eingewickelt war, in die Düngergrube und verläßt den Stall.

Ammy hat kaum noch so viel Kraft, sich aus ihrem Versteck aufzurichten, ein kalter Angstschauer nach dem andern durchrieselt ihr Gebein; denn sie hat in dem Messer denselben Hirschfänger wieder erkannt, womit ihr Vater einst die Mutter ermorden wollte, als diese den zweischneidigen Stahl durch Zufall auf dem Boden einer alten Kiste entdeckte und bei seinem

Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Der Kastenmeister eilte aus der Stube in die Kammer, entriß ihr das Messer und wollte sie damit umbringen; Ammy sieht es und wirft sich ihm lautschreiend in die Arme, was dem Rasenden die Besinnung zurückgibt. Ihre Mutter aber, vor Schrecken und Entsetzen halb todt, ist seit diesem gräßlichen Augenblick elend geblieben und bald darauf von einem schleichenden Fieber befallen worden, das nach einem halben Jahr ihrem Leben und Leiden ein Ende machte.

Und heute, heute nach so langer Zeit verscharrte ihr Vater dasselbe Messer heimlich unter dem Stallpflaster, wo gewiß kein Mensch es suchte — wahrlich, ein gräßliches Geheimniß für ein mitwissendes Herz, zumal von Ammys ahnungsvollen Träumen!

War es der Heuduft, der sie so betäubt, war es die Angst, die sie ausgestanden hatte, der Kopf schwindelte, die Füße zitterten ihr, da sie die Leiter herunterstieg, um durch die Scheune, zu welcher aus dem Stalle eine Thüre führte, in den Garten zu gelangen. Noch einen Blick warf sie auf die Stelle, an der ihr Vater das Messer vergraben hatte; die Kuh stand mit zur Erde gesenktem Kopfe da und stierte regungslos immer auf den einen Platz. Ammy graute, sie eilte in die Scheune und von da in den Obstgarten.

Ungesehen von ihrem Vater erreichte sie die Straße

und schritt der Mühle zu, die am Ende des Dorfes lag. Allmählig legte sich ihre innere Aufregung, sie fing an, das, wovon sie eben unsichtbarer Zeuge gewesen, mit ruhigerem Blute zu prüfen, und fand zuletzt zu ihrem Troste, daß die Furcht ihr die Sache unheimlicher dargestellt hatte, als sie in Wirklichkeit seyn mochte. Sie wußte ja, daß ihr Vater abergläubisch war, und wie er häufig, gleich andern Bauern, zu allerlei Zauberkünsten seine Zuflucht nahm, um das Vieh vor dem Einfluß böser Geister zu schützen. Die Milchkuh war trächtig; vielleicht nur um deßwillen vergrub er so heimlich das Messer im Stande derselben? Oder war's am Ende gar das böse Gewissen, welches ihm zuflüsterte, daß er diesen Stahl einst gegen sein redliches Weib gezückt und dieses vom heftigen Schreck das tödtliche Fieber davongetragen habe? „Ja, gewiß nur darum vergräbt er's jetzt so scheu in die Erde," sagte sich Ammy und athmete leicht auf. „So oft er es seither von ohngefähr sah, mußte ja der Mutter Tod ihm centnerschwer auf's Herz fallen; er konnte die verfluchte Mordwaffe nicht länger mehr unter seinem Dache dulden, bei Tag und Nacht sah er sie vor seinen Augen funkeln; darum schaffte er sie bei Seite, denn das muß wohl wahr seyn, gerechter Gott! was neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel sagte: „Je länger wir der Reue über

eine alte Missethat das Herz verschließen, um so sicherer setzt sie sich darin fest, und ärger als ein Dorn im Fleische quält die Schuld ein verhärtet Gemüth; sie eitert wie dieser nach innen und lebt gleich dem Kornwurm in der Hülse, vom Marke unseres Lebens. Aber ein einziger Sonnenstrahl reicht hin, und das so lange verborgene Gewürm fliegt mit Millionen Flügeln durch die Luft und kriecht wie die Heuschrecke Egyptens auf allen Wegen, daß es die Hühner fressen und die Vögel es ihren Jungen in's Nest tragen."

Als es Abend wurde und Ammy mit ihren Geschwistern nach Hause zurückkehrend, den Vater wiederum auf der Bank hinter'm Ofen sitzend fand, bemächtigte sich ihrer die frühere Angst mit verdoppelter Gewalt und ihre Einbildungskraft erhitzte sich an tausend unheimlichen Vorstellungen und Muthmaßungen, was wohl diesen Mann so urplötzlich ergriffen und seinen rauhen Trotz niedergebeugt haben könne. Die Scene im Stall trat wieder in ihrer ganzen räthselhaften Furchtbarkeit vor ihre Seele, und beständig funkelte ihr der blanke Stahl vor den Augen. Ach! sie hätte ihn sich am liebsten jetzt gleich in's unglückliche Herz gestoßen, statt länger eine Beute so marternder Zweifel und nagender Angst zu seyn. Ob sie Rudolph das

Geheimniß vom vergrabenen Messer mittheilen sollte? „Nein ich darf ihm nicht so schwarze Gedanken in's Gemüth reden," sagte ihr eine innere Stimme, und sie entschied sich dafür, ihm nichts zu sagen, wenigstens nicht ohne vorher ihren Vater noch ferner beobachtet zu haben.

Es war zehn Uhr; der Kastenmeister hatte, in düsteres Schweigen versunken, eine ganze Flasche starken Kornbranntweins geleert, und nichts war vermögend gewesen ihn seiner dumpfen Apathie zu entreißen. Mit unsichern Füßen wankte er in die Kammer und bald hörte Ammy an seinem schweren Athem, daß er eingeschlafen sey. Da löschte sie die Oellampe aus, welche nach der Sitte jener Gegend an einem messingenen Draht von der Decke über den Tisch herabhing, stellte ihr Spinnrad zur Seite und ging in ihre Kammer, wo sie das Fenster öffnete und angstbeklommen in die mondhelle Nacht hinausschaute. Gleich nachher hörte sie hinten im Garten Rudolphs wohlbekanntes Zeichen, womit er ihr seine Anwesenheit anzukündigen pflegte, indem er die Stimme eines Nachtvogels täuschend nachahmte. Ein heftiger Schreck durchfuhr sie, und statt dem bekannten Signal zu folgen, harrte sie, bis nach einer Weile der Ruf sich wiederholte. Da endlich faßte sie sich ein Herz, stieg leise aus dem Fenster, drückte sich an dem Holzschuppen

hin bis zu dem schmalen Gang, der zwischen Scheuer und Hofmauer nach dem Obstgarten führte, und sah wirklich, als sie denselben betrat, am hintern Hag, da wo die Straße nach dem Wald hinaufging, die wohlbekannte Gestalt des Geliebten. In diesem Augenblick dachte sie wieder an den Tannenschütz; ein jäher Schreck durchfuhr sie, fast versagten ihr die Füße den Dienst und sie mußte sich am nächsten Baume festhalten. Jetzt gab Rudolph zum drittenmal das Zeichen, da raffte Ammy ihren letzten Muth zusammen und stürzte mit dem Ausruf: „Gott im Himmel, Rudolph, was hast du gemacht!“ halb ohnmächtig in seine Arme.

Bestürzt fragte sie der Jüngling nach dem Grund ihrer heftigen Bewegung, aber sie konnte längere Zeit vor Angst kein Wort hervorbringen, und erst nach herzlichem Zureden und zärtlichen Liebkosungen gelang es ihm zu erfahren, was ihr so großen Schrecken verursache. — „Ich weiß es wohl,“ stammelte sie erschüttert; „es ist nichts als Albernheit von mir, aber wie ich dich vorhin da hinter der Hecke stehen sah, überkam mich eine heftige Furcht, ich meinte, du sey'st am Ende nicht — o Rudolph! wenn's nur kein Unglück bedeutet, daß dich der alte Nickel in vergangener Nacht für den Tannenschützen ansah! Jetzt heißt's im ganzen Orte, das Gespenst habe sich wieder gezeigt;

nur ich allein weiß, daß du es warst und nicht der Furchtbare, vor dem allen Menschen graut."

„Was thut's!" erwiderte der Jüngling, froh, daß Ammys Angst keinen andern Grund hatte. „Der Tannenschütz soll freilich Unheil bedeuten; dafür wissen wir beide ja recht gut, daß der alte Nickel sich versehen hat, so gut wie Alle, die ihn schon gesehen haben wollen. Aber warum bliebst du auch gestern Abend aus und ließest mich allein auf der Höhe warten?" — „Das will ich dir sagen, Liebster", versetzte das Mädchen, ermuthigt durch des Freundes Zuversicht und seine tröstende Nähe. „Der Brummhard und der Braunhennerich waren bis nach eilf Uhr bei uns und karteten mit meinem Vater; da mußt' ich dich denn allein lassen und dachte auch gar nicht einmal daran, daß du so lange auf mich warten würdest. Darum ängstigte ich mich aber auch fast zu Tode, als heute Morgen die Nachbarn gesprungen kamen und erzählten, der Tannenschütz habe sich gezeigt."

„Ei, Ammy, du bist doch sonst so muthig," versetzte Rudolph lächelnd. — „Ging' ich denn sonst mit dir über's Wasser nach Amerika?" sagte sie. „Nein, an Muth fehlt mir's wahrlich nicht, und was ein Mensch für sein Liebstes in der Welt thun kann, das nehm' ich freudig auf mich. Du sollst's auch nur wissen, Rudolph, meine Furcht ist nicht allein so groß

wegen des Tannenschützen, sondern weil ich den ganzen Tag über nur ängstliche und verstörte Gesichter sah und dann — mein Vater —" — „Der hat ein böses Gewissen und glaubt darum an Gespenster," fiel ihr Rudolph in's Wort. — „Ein böses Gewissen! woher weißt du das?" rief Ammy erschrocken und sah ihm starr in's Gesicht. — „Thut er nicht immer Böses an uns?" fragte Rudolph verwundert über diesen sonderbaren Zweifel. „Hat er nicht, so weit er's konnte, unser ganzes Lebensglück zerstört, und sollte ein gutes Gewissen haben, er, der deine Mutter in's Grab gebracht hat!"

„Ja, das hat er, so wahr Gott im Himmel lebt!" sprach Ammy tief ergriffen, „und er kann darum auch keine ruhige Stunde mehr haben." — „Wir aber, wir fürchten keine Gespenster, nicht wahr?" fragte der junge Mann und zog die schlanke, anmuthige Gestalt näher an sich. „Schau, wie ich gestern so allein in der mondhellen Nacht auf dem Tannenstein herumging und alle Augenblicke nach dem Dorf herunterschaute, ob du nicht kämst — leugnen will ich's nicht, da kam auch mir der Tannenschütz in Gedanken ziemlich nahe und ich sah —" — „Du sahst ihn?" rief sie zusammenfahrend. „Und ich sah mehr als einmal in den stillen Hohlweg hinunter, wo die Schatten der überhangenden Dornhecke leise im Mondlicht um's kleine

Steinkreuz wankten; aber gefürchtet, wie du's vielleicht meinst, hab ich mich doch nicht, sondern ich dachte nur bei mir, käm' jetzt der Tannenschütz wirklich aus dem Hohlweg herauf, so würde ich an Ammy denken und ihm deinen Namen entgegenrufen, da hätt' es schon sollen von mir weichen, das graue Mondgespenst. Denn die lebendige Lieb' im Herzen fürchtet keine Gespenster, weil die Engel im Himmel mit ihr sind und sie beschützen."

„O du guter, guter Rudolph!" rief Ammy bewegt und hing schluchzend an des Geliebten Hals. „Was kann uns denn auch für Leid geschehen so lange wir uns treulich lieben und nicht von einander lassen! Nun hab' ich selbst schon gar keine Furcht mehr und wollte auch wie du allein auf dem Tannenstein herumgehen und an dich denken. Es ist auch zudem gottlos, sich vor einem friedlichen Todten zu scheuen, sein Gedächtniß durch Gespensterfurcht zu kränken und ihm solches Unheil anzudichten, wie's unsere Bauern dem Tannenschütz thun. Nur die Menschen sind böse und feindlich, die Todten aber thun Niemanden etwas zu leide."

„Nur noch den Winter habe Geduld und bleibe mir standhaft," sagte Rudolph froh bewegt." Kommt's Frühjahr — dann ade, du Jammerthal von Altenhain! Ich hab' alles schon auf's Beste bestellt, achthundert Thaler und die Reisekosten obendrein, damit wollen wir

schon in Amerika durchkommen." — „Ach säh' ich nur schon die erste Schwalbe!" seufzte Ammy beklommen. „Ein Winter ist eine lange Zeit, und wer weiß was bis dahin noch geschieht!" — „Was hast du nur eigentlich?" fragte er sie, da er sich ihr Schwanken zwischen Muth und Beklommenheit gar nicht erklären konnte. „War dein Vater wieder hart gegen dich?"

Sie seufzte aus schwerer Brust und erwiderte ausweichend: „Frag' mich nicht, es ist davon nicht gut reden; der Alte hatte heute einen Tag — so schlimm wie ich's noch niemals erlebte. —" „War er wieder wild?" — „Wild? Gar nicht, vielmehr still und scheu." — „Aber was that er denn?" — „Was er that? O frag' mich nicht, Rudolph! Ich kann's dir nicht sagen — wüßt's auch nicht zu erklären, was er eigentlich vor hatte — — Ach! — das Messer — das schreckliche Messer!"

Heraus war das angstvolle Geheimniß, ehe sie's noch inne ward; mit scheuer Lippe hatte sie's gestammelt, schaudernd und mit abwehrender Geberde, als säße ihr das Messer tief in der Brust und sie müsse vor Schmerz laut aufschreien. Vergebens bot sie ihre ganze Ueberredung, ihre ganze Widerstandskraft auf, um Rudolph von weiterem Eindringen abzuhalten. „Das Messer! was für ein Messer? Sag' mir doch alles, liebe Ammy! — Du und ich, wir dürfen uns

ja nichts verheimlichen!" So bestürmte sie, so flehte und schmeichelte der junge Mann zärtlich und besorgt und wußte sie mit seinen Fragen und Bitten so in die Enge zu treiben, daß sie es ihm zuletzt nicht mehr abreden konnte und gegen ihren Willen und Vorsatz das scheue Geheimniß in seiner Brust barg. Sie beschrieb ihm die ganze Scene im Stalle, erzählte ihm dann auch die frühere Geschichte vom Messer, wie ihr Vater einst damit die Mutter beinahe ermordet hätte. Immer stiller und nachdenklicher ward Rudolph, kein Wort ging ihm verloren, eine sonderbare Vorahnung überkam nun auch ihn, und er, der noch am gestrigen Abend so muthig einem vielverrufenen, unheilvollen Gespenste das Gefühl seiner seligen Liebe entgegen gehalten haben würde, er bebte jetzt in innerster Seele zusammen, wie der Mund seines Mädchens ihm die Geschichte von dem im Stalle vergrabenen Messer erzählte. Auch als sie dann verstummte und beklommen ihr Antlitz an seine Schulter drückte, sagte er lange kein anderes Wort als: „Das ist ja sonderbar, ganz sonderbar!" womit er jedoch, statt Ammys Angst zu verscheuchen, ihre Sorge nur noch größer machte. Nach einer längeren Pause, während Rudolph, von dunkeln Gefühlen bestürmt, seine ganze Kraft aufbieten mußte, um äußerlich ruhig und gelassen zu bleiben, umfaßte er sie mit starkem Arm, als ob er nun wisse, was er unter diesen Um-

ständen zu thun habe. Wie sie aber jetzt fragend zu ihm aufblickte, lächelte er sie mit sorglos unbefangener Miene an und sagte dann in leichtem Tone:

„Hör', Ammy, mit dem Messer hat's gar nichts auf sich; das ist eine ganz gewöhnliche Geschichte und braucht dich nicht zu ängstigen. Dein Vater hielt's schon früher mit alten Weibern, die er wegen seiner Gicht um Rath fragte, und da hat ihm wahrscheinlich die blinde Ursel oder die listige Hollengrete gesagt, er solle das Messer vergraben, dann werde ihn die Gicht verlassen; denn der alte Weiberglaube meint, mit dem Messer stecke man zugleich den Schmerz in die Erde. — Und unter einer trächtigen Kuh, sagtest du? — Ganz recht; dicht vor der Krippe, nicht? und mit der Spitze gerade in die Erde, war's nicht so?" — „Er steckte es bis an's Heft in den Sand," erwiderte Ammy und sah ihn verwundert an.— „Und dicht vor der Krippe?"— „Eine Handlänge etwa davor, mitten im Stand der Milchkuh." — „Die Grube kann aber doch nicht allzutief gewesen seyn?" — „Ei freilich war sie tief; du müßtest dich schon platt auf die Erde legen, um mit der Hand ihren Grund zu erreichen." — „Ganz recht, es ist ein sogenanntes Gichtmesser gewesen," sagte Rudolph sicher. „Gerade so machte es einstmals unser Oberknecht, weil's ihm die Hollengrete für sechs Batzen so angegeben hatte. Die Gicht verließ ihn zwar nicht,

aber darum glaubte er doch steif und fest an des vergrabenen Messers Zauberkraft."

Ammy athmete bei dieser Erklärung, die zudem des Vaters Aberglaube ihr sehr wahrscheinlich machte, frei auf; das zuversichtliche, arglose Wesen, womit Rudolph ihre dunkle Furcht so einfach und natürlich widerlegte, erleichterte ihr Herz und die heute erlebte Scene im Stalle verlor für sie auf einmal alles Beängstigende und Furchtbare. Fast ärgerlich über ihre kindische Angst rief sie: „Das kommt davon, wenn man einen Menschen so recht von ganzer Seele lieb hat! Man hat dann zu nichts sonst mehr Muth, Kraft und Zuversicht, und das Geringste macht einem Sorge und Herzklopfen. Ach Rudolph! Rudolph! Wenn wir nur schon von hier fort, in Amerika wären! Mir kommt's manchmal so weit, so unerreichbar vor, wie wenn man im Traume auf der Haide einem eiligen Wolkenschatten nachläuft und doch nicht vom Platze kann." — „Es kommen doch Viele glücklich hinüber und keinen hat's noch gereut," erwiderte Rudolph zerstreut. — „Was ich für dich thun kann, gereut mich niemals," sagte Ammy; „denn das allein ist ja mein Stolz, daß ich sicher weiß: Bin ich erst einmal dein Weib, so bist du glücklich, weil mich nur der Athemzug gereut, bei dem ich nichts für dich thun kann. Alles, alles will ich für dich thun, Rudolph, leben und

sterben für dich und mit dir gehen, wenn's Gottes Wille wäre, bis an's Ende der Welt! Das ist mein „Gesetz," und ihm bleib' ich treu bis zum letzten Herzschlag!"

„Ich weiß, wir werden's zusammen durchmachen," sagte Rudolph mit einem innigen Kuß auf ihre Lippen. „Mit dir wag' ich nichts und gewinne doch alles. Nun aber ist's Zeit, daß wir scheiden; ich sehe, mein Vater hat noch Licht, drum will ich machen, daß ich nach Haus komme. Gute Nacht mein Schatz; wenn ich dir morgen pfeife, wird's wohl ein bischen später seyn wie heute, dann gehen wir zusammen nach dem Tannenstein, dort haben wir nun gewiß nichts zu besorgen." — „Wohin du willst," sagte Ammy, riß sich von seinem Halse los und eilte flüchtigen Fußes durch den Garten ihrer Kammer zu, Gott im Herzen dankend für das Glück nach einem so angstvoll durchlebten Tage.

Rudolph ging nachdenklich nach dem Herrnhof zurück; wie er vor das Haus kam, fiel gerade das Licht aus seines Vaters Stube hell vor ihm auf die Erde nieder. Er nahte dem Fenster; da saß der alte Heinrich Falk am Tische und vor ihm lag die große Bibel aufgeschlagen, in der er allabendlich vor dem Schlafengehen zu lesen pflegte; beide Hände ruhten zusammengefaltet auf dem Buche; beim Lampenschein, der über

sein ehrwürdiges Gesicht fiel, konnte Rudolph deutlich jeden Zug seiner Miene beobachten. Sie war ungewöhnlich ernst; auch las er nicht, wie der Sohn anfangs geglaubt hatte, im heiligen Buche; sein Blick war vielmehr starr auf die Lampe gerichtet, wie wenn der Geist des alten Mannes, weit vom gläubigen Gebete ab, einem unbegreiflichen Gedanken nachsänne. Voll Rührung betrachtete Rudolph das theuere, ernstfromme Vaterantlitz, in dem er heute abermals jenen tiefschmerzlichen Zug einer unbekannten Sorge wahrnahm, der ihm schon so manchmal aufgefallen war. Er denkt gewiß an dich, sagte ihm eine innere Stimme; ach! vielleicht ahnt sein redliches Herz in diesem Augenblick, welcher Kummer ihm künftiges Frühjahr bevorsteht, wenn er dann allein und einsam Abends in seiner Kammer sitzt und —

„Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele zu dir, o Gott!" hörte Rudolph in diesem Augenblick deutlich den Vater seufzen; zuckend glitten dabei die Finger der gefalteten Hände auseinander, der Blick des Greises hatte einen gläsernen Ausdruck bekommen und aus den geisterhaft bleichen Zügen sprach die stumme Resignation einer an Gott und Welt irre gewordenen, an ihrem innersten Glauben gebrochenen Seele.

„Armer alter Mann!“ dachte Rudolph. „Du bist mit deinem gottesfürchtigen, frommen Sinn und deinem allzueifrigen Glauben arg in die Irre gerathen und ringst nun wie der ungerechte König des alten Testamentes in Angst und Noth vergebens nach Frieden und Erleuchtung. Wahrhaftig! wenn du ein Sünder bist, was sind dann wir, die wir auf List und Betrug gegen dich, den besten der Menschen sinnen, im Vergleiche zu dir! du, der du dein ganzes Leben lang nur Treue und Redlichkeit geübt hast! Dir kann Niemand einen Fehl nachweisen, alle Welt liebt und ehrt dich, nur du selbst bist dir feind und verkennst den Werth deiner tugendhaften Seele aus übertriebenem Glaubenseifer.“ So dachte der Jüngling und schlich erschüttert durch den schmerzlichen Anblick des alten Vaters, den er so innig liebte und verehrte, nach seiner Stube hinauf.

Die sorgfältige Art, womit sich Rudolph bei Ammy nach der Stelle erkundigte, wo ihr Vater das Messer eingegraben habe, hat wohl den Leser bereits den Plan errathen lassen, auf den es der junge Mann hierbei abgesehen hatte. Und in der That hatte die Erzählung des Mädchens, weit entfernt ihm wirklich so gleichgültig zu seyn, wie er sich anstellte, einen

dunkeln Argwohn gegen den feindlichen Nachbar in seiner Seele geweckt, und schnell war sein Entschluß gefaßt, diese Entdeckung weiter zu verfolgen, und wo möglich das vergrabene Messer von dem Platze, wo es jener eingescharrt, heimlich wegzuholen. Voll von diesem Plane ging er mehrere Tage mit sich zu Rathe, wie er sein Vorhaben am sichersten ausführen könne, ohne weder Ammy noch sonst einen Menschen in sein Geheimniß zu ziehen. Endlich glaubte er das Richtige gefunden zu haben. Da des Kastenmeisters Knecht seine Lagerstätte im Stalle hatte, mußte er vor allem darauf bedacht seyn, diesen für eine Nacht vom Hofe zu entfernen; dann konnte er leicht und unentdeckt durch den Garten in die Scheune des Nachbars gelangen und am bezeichneten Ort finden, was er suchte. Nun hatte sein Vater einen Knecht in seinem Dienste, der mit dem des Kastenmeisters näher bekannt war. Hierauf baute Rudolph seinen Plan, und eines Tags, als Jost, so hieß der Knecht, mit den Pferden aus der Schwemme geritten kam, ging er ihm in den Stall nach und fragte ihn ohne Umschweife, ob er sich ein schönes Stück Geld und einen herzlichen Dank obendrein verdienen wolle.

Jost, ein treuherziger und zuverlässiger Bursche, war sogleich zu jedem Dienst bereit und erwiderte, was er für Rudolph thun könne, solle ihn niemals

gereuen. Da sagte dieser: „Du weißt, Jost, wie es mit mir und dem Mädel drüben steht; und weil wir noch immer heimlich zusammenhalten, trotzdem daß uns die Alten mit ihrer Feindschaft einen Strich durch die Rechnung gemacht haben, so möchte ich wohl morgen Abend ein Stündchen mit Ammy plaudern. Im Stalle, da sieht uns Niemand; darum sollst du mir des Kastenmeisters Knecht morgen Abend mit nach Raunrod nehmen, wo grade Kirmeß ist, und ihn dort traktiren. Willst du mir das zu Gefallen thun, so sag' ja."

„Dreimal für einmal und alle Tage dazu," erwiderte Jost, sichtlich geschmeichelt durch das Vertrauen, welches ihm Rudolph durch dieses Anerbieten bewies, worauf dieser in die Tasche griff und dem Knecht drei harte Thaler in die Hand drückte, wobei er hinzusetzte: „Das ist für die Raunroder Kirmeß; aber halte mir ja den Hannes bis Mitternacht fest; denn je später ihr zurückkommt, um so lieber ist's mir und meinem Mädel."

Jost begriff sehr wohl die Wichtigkeit seines Auftrags und führte darum denselben mit so viel Eifer und Geschick aus, daß des Kastenmeisters Knecht ohne Arg seine Einladung hinter dem Rücken seines Herrn annahm, zumal ihm der Kamerad freie Zehrung versprach.

In derselben Nacht hatte sich Konrad Wahl früher als gewöhnlich zu Bette begeben; er war auch bald eingeschlafen, wurde aber von einem bangen Traume geplagt, erwachte darüber, griff schlaftrunken nach der Branntweinflasche und that einen langen Zug daraus, um seine aufgeregten Lebensgeister zu betäuben und die dunkeln Traumbilder aus seiner Seele zu verscheuchen. Er schlief auch wirklich wieder ein, als ihm gegen Mitternacht träumte, die Milchkuh im Stalle sey vor der Zeit zum Kalben gekommen und brülle darum einmal über's andere ängstlich um Beistand. Der Traum war so lebhaft, daß er abermals erwachte, und gleich nachher hörte er wirklich das Brüllen der Kuh, die bald in längeren, bald in kürzeren Pausen klägliche dumpfe Töne ausstieß und gar nicht damit aufhören wollte. Zuletzt stand der Bauer auf, fluchte auf den faulen Knecht, der das Thier vergebens schreien lasse, und ging nach dem Stalle, um selber nachzusehen, was der Kuh fehle. Im Hofe stolperte er in der Dunkelheit über ein zerbrochenes Wagenrad, das im Wege lag, und wäre beinahe zu Falle gekommen, was seinen Zorn noch steigerte.

Im Stalle selbst war es vollends dunkel. „Holla, Hannes!" rief Konrad Wahl nach dem Bette des Knechts hinüber; „was soll das heißen! Die Milchkuh brüllt in Nöthen, und du fauler Schlingel hörst's

nicht einmal! Was ist's mit dem Vieh?" — Ein schweres Schnarchen, gleich nachher einige unartikulirte Töne und ein Knarren des Bettstollens war alles, was der Knecht von seiner Lagerstätte aus hören ließ, worauf der Bauer brummend zur Milchkuh ging, das Thier in der Dunkelheit betastete und sich überzeugte, daß ihm nichts fehle. Er warf einen Arm voll Kleeheu auf's Reff und die Kuh fraß munter. — „Du fauler Taugenichts! das Vieh hat nur Hunger, darum brüllt's so erbärmlich, daß man's durch's halbe Dorf hört, und doch, Schlafmütze, regst du dich nicht! Aber wart' nur! Ich will dir auf Martini den Weg aus meinem Dienst zeigen, daß kein Hund mehr ein Stück Brod von dir nehmen soll. Und das laß dir gesagt seyn, passirt der Kuh beim Kalben ein Unglück, so kriegst du keinen Batzen von deinem Lohn, du Taugenichts, du Hallunke!" — Mit diesen Worten stolperte der Alte fluchend und wüthend über des Knechts hartnäckiges Schweigen aus dem Stall, schlug die Thüre heftig hinter sich zu und kehrte mit schweren Tritten in's Haus zurück.

Jetzt erst richtete sich der im Bette Liegende athemlos lauschend auf; und als alles im Hofe ruhig blieb, sprang er mit gleichen Füßen aus dem Bette, zog das blanke zweischneidige Messer unter der Decke hervor und enteilte damit durch die Scheune in den Garten.

Mit einem Satze war er durch die Hecken auf der Straße und lief nun, ohne sich umzusehen, dem Herrnhof zu.

Dunkle Chronik der Schuld, wer schreibt deine wunderbaren Hieroglyphen? Gleich dem Schatten des Raben, der über sonnige Auen dahin fliegt, so verschwinden sie dem Blicke des Schauenden, und wie der Tropfen im Sande, verrinnt ihre Spur in der Jahre Vergessenheit. Der aber, dessen Schuld sie verkünden, sieht sie doch und sein scheues Auge begegnet ihrer blutigen Schrift in jeder Erscheinung des Lebens, und jeder Ton, der sein Ohr berührt, ruft ihm im Wehlaut die That seiner alten Sünde in's Gedächtniß zurück. Nur die Furcht vor der Entdeckung schützt ihn noch vor der Vernichtung und leitet instinktartig seine Schritte auf dem schmalen, schwindelnden Pfad, zu dessen Seiten der Abgrund gähnt. Aber einmal irre gemacht in der Angst grauenvoller Gewohnheit, einmal durch einen fremden unberechneten äußern Moment aus der Methode seines innern Schuldbewußtseyns herausgerissen, verliert der Verbrecher den sichern Boden unter seinen Füßen, sein Trotz, seine Haltung verläßt ihn und umsonst greift er nach neuen Consequenzen

seiner alten blutigen Missethat. Das ist der Moment, wo die Eumenide ihn faßt an der letzten Silberlocke seines greisen Schädels und ihn rettungslos, erbarmungslos in den Abgrund ihres düstern Reiches hinunterzieht.

Rudolph kam glücklich vor Mitternacht mit dem geraubten Hirschfänger auf seine Stube, warf den blanken Stahl auf's Bett und zündete hastig das Licht an. Erst jetzt merkte er, wie seine Hand zitterte und die Aufregung in Folge des gehabten Schrecks ihm das Blut heftig durch die Adern jagte. Wie das Licht brannte und sein Auge zufällig in den vor ihm hängenden Spiegel fiel, erschrak er fast über seine Blässe und das Verwilderte in seinen Gesichtszügen, so sehr hatte das überstandene Abenteuer ihm zugesetzt. Er warf sich erschöpft der Länge nach auf's Lager, um sich von seiner physischen und moralischen Anstrengung zu erholen. Denn eben als er die Grube wieder zugeworfen, die Steine an ihre vorige Stelle gefügt und die Kuh wieder angebunden hatte — alles in der größten Eile — hörte er den Kastenmeister auf den Stall zugehen; erschrocken raffte er das Messer vom Boden auf und sprang damit ohne langes Bedenken in das Bett des Knechtes, wobei er jedoch mit dem Kopfe so heftig wider einen Balken rannte, daß er halb betäubt niederfiel. Aber zugleich war die Fin-

sterniß, die ihm diesen Unfall bereitete, auch seine Beschützerin; denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Kastenmeister ihn entdeckt hätte!

Während dieser Betrachtung fing der Kopf an ihn heftig zu schmerzen; die Beule schwoll immer dicker auf und das Blut klopfte fieberhaft an der verletzten Stelle. Er wusch die Geschwulst mit kaltem Wasser und band ein in Essig getränktes Tuch darüber, bis er allmählig Linderung verspürte. Dann kleidete er sich aus, um zu Bette zu gehen; vorher aber griff er noch einmal nach dem geraubten Hirschfänger und trat damit an's Licht, um ihn näher zu betrachten. Es war in der That ganz so, wie Ammy die Waffe beschrieben, der Stahl so blank, als sey er eben erst frisch polirt worden, und der Hirschhorngriff von ungemein künstlicher Arbeit. Noch betrachtete Rudolph mit Verwunderung die schöne schmucke Jägerwaffe, und abermals drängte sich ihm der Gedanke auf, was den Kastenmeister dazu bestimmt haben könne, dieselbe als ein unnützes, werthloses Stück in die Erde zu vergraben; da fiel sein Auge auf eine zollange Silberplatte von ovaler Form am Knopfe des Griffes und er entdeckte eine in dieselbe gravirte Zeichnung; sie stellte einen Tannenbaum dar, unter welchem ein Schütze mit seinem Hunde ruhte, und darunter stand deutlich zu lesen der Name „Friedrich Krafft.“

Wie der Blitz, der plötzlich vor uns niederschlägt, uns durch seinen allzuhellen Schein nicht allein blendet, sondern auch einen Moment jeden andern Eindruck der Sinne unmöglich macht, so hatte auch Rudolph nicht sobald den Namen Friedrich Krafft gelesen, als der Gedanke, daß er des vor vielen Jahren ermordeten Tannenschützen Waffe in der Hand halte, wie Blitzeshelle ihn durchzuckte und so heftig alle seine Sinne betäubte, daß er eine zeitlang keinem andern Gefühle Raum geben konnte. Der Tannenschütz und nur der Tannenschütz war sein einziger Gedanke, und erst als er sich nochmals den Namen des Unglücklichen fest durch's Auge in die Seele geprägt, so daß eine Täuschung nicht mehr möglich war, fiel es ihm wie ein zweiter dröhnender Wetterschlag auf's Haupt: Dann ist der Kastenmeister sein Mörder!

Und wie vorhin im finstern Stalle das Messer, so grub er nun in einer Minute die ganze dunkle That aus der Nacht der Hölle heraus; sein Herz zitterte in hörbaren Schlägen, der blanke Stahl, den er vor Schreck auf den Tisch hatte fallen lassen, sprühte und funkelte beim Lichtschein wie das Richtschwert der ewigen Gerechtigkeit; in fieberhafter Glut pochte seine wunde Stirne, alle seine Sinne wirbelte ein wildes Entsetzen durcheinander: Der Tannenschütz — Ammy — Konrad Wahl — und er selbst, der Entdecker der

alten Unthat! — — Ein Bild, eine Gestalt verdrängte so vor seiner Seele die andere; er war nicht mehr im Stande alle diese Eindrücke des innern Grauens von denen der furchtbaren Wirklichkeit zu scheiden, und fast wäre es um seinen Verstand gethan gewesen. Er hatte keinen Willen, keinen Entschluß, nur eine dumpfe Angst lag bleiern auf seiner Seele; er warf sich wie gelähmt an allen Gliedern auf's Bett und die erschöpfte Natur sank bald aus wirrer Betäubung in einen festen Schlaf, den selbst dunkle Traumgestalten nicht zu stören vermochten.

Ammy, die am Nachmittag des folgenden Tages ein Geschäft in das benachbarte Bergdorf führte, hatte auf ihrem Heimweg durch den Wald einen Kranz von Immergrün gewunden, den sie im Vorbeigehen auf's Grab ihrer Mutter legen wollte; denn schon wehten Herbstesschauer durch's Land und der Winter konnte da seyn, ehe man sich dessen versah.

Wie sie aus dem Walde trat, lag der Abendschein prächtig auf der Landschaft und die Berghaiden, die der blühende Thymian bedeckte, glühten weithin im Glanze der Sonnenlichter. Da mußte sie unwillkührlich an Amerika denken, denn so einsam war es rings um sie, als wohne weit und breit keine Menschenseele,

gerade wie Rudolph ihr so oft das Leben im fremden Welttheil beschrieben. Sie blieb auf dem Hügel stehen, blickte sinnend in's Abendroth und sagte: „Der Rudolph hat am Ende doch recht, wir werden erst glücklich seyn, wenn die Sonne, die uns hier untergeht, dort ihr Morgenroth über unsere stille Hütte im Urwald wirft, wenn dort Abend seyn wird, wo hier der Tag anhebt. O Sonne, du bleibst ja doch immer die nämliche, nicht wahr? Und seh' ich dich in Amerika Morgens aufgehen, dann will ich immer denken, eben wird's Abend in Altenhain, eben wirft die Sonne ihren letzten Strahl auf der Mutter Grab und der Mond geht leuchtend über'm Oberwald auf."

Sie schritt dann den Hügel nach dem Dorfe hinunter und achtete bald, in Träume und Bilder der Zukunft verloren, kaum mehr der Außenwelt. Wie sie aber jetzt hinter dem Erlenbusch hervortrat, da wo der Feldweg um den Hügel herum biegt, sah sie in der Entfernung von etwa hundert Schritten auf der steinernen Brücke, die über den Bach führte, einen Mann stehen, der, die Hände auf den Rücken gelegt, starr in's Wasser hinab blickte. Im hellen Abendschein schnitt sich seine hagere, dunkle Gestalt in lichtscharfen Umrissen von der Luft ab; aber weil Ammy selbst von der Sonne geblendet wurde, erkannte sie ihn nicht sogleich, bis sie ihm näher gekommen war und nun sah,

daß es der alte Heinrich Falk war. Er hatte seinen gewöhnlichen langen Tuchrock an und darunter trug er faltige Stiefeln, die bis zu den Knieen reichten; sein Haupt bedeckte ein schwarzes Sammtkäppchen, unter welchem seines Haares Silberlocken im Abendscheine hervorglänzten. Wer ihn nicht gekannt hätte, würde in dieser mehr bürgerlichen als bäurischen Tracht den Seelsorger oder Schulmeister des Dorfes vermuthet haben, ein Glaube, dem das ernstehrwürdige, von scharfen Zügen markirte Gesicht noch weitere Bestätigung verlieh. Auch das gelbe spanische Rohr mit dem silbernen Knopf paßte nicht recht zum Landmann, wenn derselbe unter der Abendfeier hinaus nach seinen Feldern wandelt, um nachzusehen, ob die Stoppeln gehörig untergepflügt oder die Wassergräben ausgestochen sind. Kurz, es war eben eine andere Erscheinung als die des gewöhnlichen Vogelsberger Bauers, denn etwas fremdartig Förmliches und Zurückhaltendes lag von jeher im Wesen des alten Herrnhofbesitzers, der den besten Theil der Altenhainer Gemarkung sein eigen nannte und darum wohl auch schon in seiner äußern Erscheinung eine Ausnahme vom „geringen" Manne machen durfte.

Ammy klopfte das Herz, indem sie dachte, daß sie jetzt so nah an ihm vorübergehen müsse. Sollte sie den Vater Rudolphs grüßen? sollte sie stumm an

ihm vorbeiwandeln? Sie hatte immer eine gewisse Scheu vor dem ernsten stillen Nachbar im Herzen getragen, dessen Blicke stets so fest und ruhig auf sie gerichtet waren, wenn sie ihm einmal zufällig begegnete, als kenne er sie gar nicht, während sie doch fast unter seinen Augen aufgewachsen war. „Ich biet' ihm doch einen guten Abend," sprach sie nach kurzem Bedenken, „und laß' es darauf ankommen, ob er mich wieder grüßt. Er ist ja am Ende doch Rudolphs Vater, der ihn nach mir über alles in der Welt liebt und werth hält."

„Guten Abend, Nachbar Falk," sagte sie darum im Vorüberschreiten so laut, daß der alte Mann fast erschrocken aus seinem tiefen Sinnen auffuhr und sich hastig nach ihr umkehrte; ja, er ging sogar einige Schritte auf sie zu, wie wenn er sie anreden wolle, obwohl sie merkte, daß er es nur aus Zerstreutheit that. Denn als er sie erkannte, stand er mitten auf der Brücke still und blickte sie so starr an, daß ihr dabei ganz sonderbar zu Muthe wurde und sie gleichfalls unwillkührlich stehen blieb.

„Du bist die Ammy Wahl?" redete er sie nach einer Pause mit einem, wie ihr vorkam, unsichern Tone an. — „Ei ja doch," erwiderte sie beklommen und schlug vor dem strengen Blick, mit dem er sie betrachtete, die Augen nieder. „Er kennt mich schon, Nachbar

Falk, und weiß — —" ihre Stimme stockte. „Für wen ist denn der Kranz da, den du am Arme trägst?" fragte er um ein weniges milder. — „Ich wollt' ihn auf's Grab meiner Mutter tragen," erwiderte sie und bemerkte bei diesen Worten eine leise Bewegung in seinen Zügen. Ermuthigter fügte sie hinzu: „Es ist ja das Letzte, was ich ihr noch thun kann. Wollte Gott, sie lebte noch!"

Da sagte der Alte mit einem sonderbar veränderten hastigen Tone: „Laß sie ruhen, deine arme, brave Mutter, und gönne ihr den ewigen Frieden! Ihr ist wohler als uns allen." Er legte nach diesen Worten mit einemmal seine Hand auf des Mädchens Schulter, und wie Ammy ihn verwundert anblickte, merkte sie, daß etwas in ihm vorgehe, wie wenn er ihr Wichtiges mittheilen wolle und doch nicht das rechte Wort dafür finden könne.

Ein Widerstreit in den Gefühlen Falks war deutlich in seiner Miene zu lesen, bis er zuletzt seine Unentschlossenheit überwand und zögernd sagte: „Höre Ammy, es ist gut, daß ich dich einmal unter vier Augen sprechen kann; schon lange hatt' ich's im Plane, dir meine Herzensmeinung offen darzulegen, denn du — obwohl du seine Tochter bist — verdienst doch mein Vertrauen, weil ich dich für eben so ehrlich und fromm und gut halte, wie ich deinen Vater — doch

das soll hier nicht gesagt werden! Zur Sache denn, weil es einmal Gottes Wille ist, der das Glück und den Frieden meiner alten Tage in deine Hand legt, mein gutes Kind! — Wie steht's mit dem Rudolph? Habt ihr's noch im Geheimen mit einander, oder geht er dir aus dem Wege wie du ihm? Warte noch, sage mir noch nichts, ehe du's recht überlegt hast, da hier die reine Wahrheit uns allen, auch dir, Ammy, zum Heile gereicht. Also besinne dich zuvor, mein Kind, denn wisse, was du mir sagst, hört nicht allein dieses Ohr; auch der allwissende Gott hört deine Worte und Er" — hier faltete er bewegt die Hände — „Er wolle nicht mit dir in's Gericht gehen, wenn du einen alten bekümmerten Vater belügst. Beim Gedächtniß deiner selig entschlafenen Mutter, sprich die Wahrheit, Ammy: wie steht's mit dem Rudolph? Liebst du ihn noch?"

Das Mädchen wurde durch diese Frage, die ihr in's innerste Herz griff, eben so erschüttert wie durch den feierlichen und doch zurückhaltenden Ton, mit dem der Alte dieselbe an sie richtete. Ein schrecklicher Zweifel ergriff sie; sollte sie ihm alles bekennen, sollte sie ihm alles verschweigen? Mit zitternder Stimme sagte sie deshalb, und um nur Zeit zu gewinnen an eine Ausflucht zu denken: „Ach, Nachbar Falk, wie quält Er doch mein Herz und möchte es ausforschen bis zum allertiefsten Grunde! Und Er selbst, Er selbst

sagt mir doch auch nicht, was ich so gerne von Ihm wissen möchte und wofür ich jetzt gleich zehn Jahre meines Lebens dahin gäbe." — „Was soll ich dir sagen?" rief Falk auflauschend. „Sprich, Ammy, Vertrauen gegen Vertrauen — was soll ich dir sagen?',

Da faßte sie sich ein Herz, und mit einer festen Stimme, so fest, daß sie ihr beinahe selber fremd klang, erwiderte sie, indem sie ihm muthig in's Auge sah: „Sage mir der Nachbar Falk zuvor, warum Er eigentlich meines Vaters Todfeind ist, wie dieser der seinige, und wenn ich's richtig weiß, soll Er auch von mir hören, wie ich's mit dem Rudolph halte. Ich kann nun einmal dieser Feindschaft nicht auf den Grund schauen, und doch hat sie mir mein Liebsies in der Welt — —"

Des alten Mannes Gesicht hatte bei dieser Wendung des Gesprächs den Ausdruck eines heftigen Schreckens angenommen; eine fahle Blässe bedeckte seine Züge und er war eine zeitlang vor Staunen und Bestürzung über diese dreiste Frage ganz außer Stande ihr eine Antwort darauf zu geben. „Ich und dein Vater? das also willst du wissen?" stammelte er endlich tonlos und seine Brust hob sich krampfhaft. „Nun ja, Ammy, du sollst die Auskunft haben, wie ich die deinige eben so treulich erwarte. Nimm das Kränzlein da, trag's auf deiner Mutter Grab und frage sie, frage ihren ver-

klärten Geist, er wird dir sagen, warum der Konrad Wahl und der Heinrich Falk aus treuen Freunden Todfeinde geworden sind; er wird dir sagen, daß beide sie zum Weibe begehrten und daß der, dem sie den Vorzug vor dem andern gab, sie eben so unglücklich machte, wie der den sie verschmähte, darüber selber unglücklich wurde. Da hast du den Grund unserer alten Feindschaft und nun sprich: wie steht's mit dir und dem Rudolph?"

„Halt, Nachbar Falk!" rief Ammy, die nun mit sich im Klaren war, was sie thun solle. „Was Er mir da von meiner Mutter sagt, wußt' ich schon seit Jahren, und brauche darum nicht ihr Grab zu fragen, was ihr Mund mir einst selber anvertraut hat. Ich weiß, daß Er mit meinem Vater um die arme schöne Hirtentochter gefreit hat — ach! einer war damals noch so gut und brav wie der andere — aber sag' mir doch der Nachbar, wenn es auch erklärlich wäre, daß Er, der verschmähte Freier, dem glücklicheren Nebenbuhler den Besitz der Katharina neiden durfte — was treibt denn meinen Vater zu dieser bittern Feindschaft, ihn, der doch die schöne Katharina gewann? Und der Nachbar Falk, als ihn meine Mutter abwies, heirathete gleich darauf die Mutter seines Sohnes, lebte glücklich und in Frieden mit ihr bis zu ihrem Tode — Gott hab' sie selig! — und doch haßt er meinen Vater

fort und fort, als hätt' Er sein eigenes Weib niemals treu geliebt. Das, und nur das wollt ich von Ihm erklärt haben, und eher hab' ich auch die rechte Antwort nicht."

Falk hatte sie während ihrer Rede unbeweglich angesehen, ihr Einwand schien ihn jedoch lange nicht mehr so sehr zu überraschen wie ihre erste Frage, ein seltsames Lächeln glitt sogar über seine Züge, und schmerzlich bewegt zuckte er mit einem frommen Blick gen Himmel die Achsel, indem er wie verwundert ausrief: „Und das fragst du, Ammy? Du, des Konrad Wahl eigenes Kind fragst noch, warum dein Vater mich haßt? Bin ich ihm etwa so ähnlich an — Untugend, an — Lasterhaftigkeit und gottlosem Lebenswandel, daß er in mir einen von Seinesgleichen erblicken sollte? Ich sage dir, Ammy, dein Vater haßt mich um seines schlechten Herzens, um — — seines bösen Gewissens willen, verstehst du mich, Mädchen?"

Er sprach die letzten Worte zwar mit fester, feierlicher Betonung, war aber, was Ammy befremdete, innerlich so erschüttert davon, daß er zum nächsten Brückenstein wankte und sich wie erschöpft darauf niederließ, als wenn ihm die Kraft fehle, sich noch länger aufrecht zu erhalten. Sie fühlte inniges Mitleid mit dem alten Manne, und wie er jetzt sein Sammtkäppchen abzog, es in den gefalteten Händen zusammenpreßte

und leise für sich zu beten anfing, machte dies einen solchen Eindruck auf sie, daß sie in Schluchzen und Thränen ausbrach und gerührt sagte: „Ach, Nachbar Falk, nun hat Er mir, weiß Gott! die rechte Antwort gegeben, denn nun hab' ich's sicher, was mir schon lange mein eigenes Herz sagte: Der Konrad Wahl haßt ihn um Seiner Frömmigkeit, um Seines gottesfürchtigen Wandels willen; er mag es nicht sehen, wenn einer seiner Nächsten an unsern Herrn und Heiland glaubt und treulich den Geboten der Religion nachlebt. Selbst wenn mein Vater zum heiligen Nachtmahl geht, flucht er vor und nach der Kirche, und Ihn, Ihn haßt er darum wie seinen ärgsten Feind, weil der Nachbar in allem das Gegentheil von dem thut, was mein Vater treibt und denkt. Gott segne Ihn, Nachbar Falk! Er ist wahrlich nicht so der Feind meines Vaters, wie dieser der Seine, und darum laß Er mich jetzt mit einem Händedruck scheiden! — Wollte der Himmel, Er wäre mein Vater!"

„Wollte der Himmel!" sagte der Alte dumpf und gedankenvoll vor sich hin und sah mit einem schweren Seufzer empor, als das Mädchen jetzt seine Hand ergriff.

„Du bist mir aber noch immer die Antwort auf meine Frage schuldig," fuhr er dann mit sanftem Vorwurf fort. „Nun, ich sehe daraus, auch ohne daß du mir's bekennest, daß dir der Rudolph noch nicht aus

dem Sinne ist und du's am Ende gar noch heimlich mit ihm hast? Ist's nicht so? Ha, du wirst blaß, du zitterst! Nun weiß ich genug und danke dem Herrn noch einmal, daß er uns beide zusammengeführt hat. Höre, Ammy, du bist ein verständiges Mädchen und wirst wissen es zu ertragen; darum sag' ich dir: Schlag' dir den Rudolph aus dem Sinn; denn ehe nicht aus Nacht Tag, aus Fluch Segen wird, kann aus dieser Heirath nichts werden; hörst du, Ammy, nichts, es triumphirten denn zuvor die höllischen Geister über euern Liebesbund und säße der schwarze Engel der Schuld beim hellen Sonnenlicht auf der Schwelle eurer Thüre! Das ist meine Meinung, Ammy: So lange dein Vater am Leben, oder du nicht vor Gott und Welt das Zeugniß ablegen kannst, daß du nicht sein Kind bist, gezeugt aus dem Samen des Fluches und genährt von der Milch der Verdammniß — hörst du, Ammy, das sag' ich, ich, der Vater deines Liebsten — so lange wollt' ich meinen einzigen Sohn lieber im Grabe als mit dir am Traualtare sehen. Darum schlage dir den Rudolph aus dem Sinn und höre mich weiter. Ich habe mir's reiflich überdacht, daß, wenn ihr beide beisammen hier in Altenhain bleibt, die Sache nicht gut thut. Jagt doch der Sommerwind die Nesselsaat aus deines Vaters Hof über die Mauer in meinen Garten, daß sie dort aufgeht; arbeitet sich doch

der alte Hollunderstrauch in meinem Besitzthum durch's Mauerfundament in euern Hof und treibt dort neue Schößlinge, und die Liebe — o ich weiß, Ammy, die Liebe ist leichter als Nesselflocken, hartnäckiger und eifriger als Holderwurzel."

„Darum muß eines von euch," fuhr der alte Falk fort, „um eueres beiderseitigen Glückes willen fort von hier — je eher, je besser, und du, Ammy, du sollst mir nun sagen, ob du so große Liebe zu Rudolph im Herzen trägst, daß du dich von ihm trennen kannst, um ihn nicht eher wieder zu sehen, als bis er dich vergessen hat und dein Bild für immer aus seinem Herzen verschwunden ist? Willst du das, so hab' ich einen Platz für dich bei meiner Base zu Fulda, die selber kinderlos ist, und wo du bei der guten alten Frau wie das Kind des Hauses gehalten seyn sollst. Willst du das, Ammy, so sprich ja, wo nicht, so muß Rudolph von hier fort; du kannst dann beim Konrad Wahl auch fernerhin ein elendes und mißhandeltes Leben führen, während ich, so oft ich dich sehe, denke: Da geht die, die dir den Sohn geraubt hat und dem Sohne den Vater!"

Ammy ward durch diesen unerwarteten Vorschlag des Alten in neue, noch größere Verlegenheit versetzt und wußte anfangs gar nicht, wie sie sich jenem und seinem entschlossenen Willen gegenüber verhalten solle.

Denn Heinrich Falk war ein Mann, der sich nicht leicht von einem gefaßten Vorsatze abbringen ließ und eigensinnig auf dem beharrte, was er einmal als recht und rathsam erkannt hatte. Das alles wußte sie aus Rudolphs Mund und darum erschrak sie über diesen Vorschlag so heftig, daß sie aller Muth verließ und sie in Thränen ausbrechend, ohne recht zu wissen, was sie sagte, erwiderte: „Nun ja, darüber läßt sich schon sprechen, Nachbar; bin ich doch beinah schon selbst darauf gekommen und habe mehr als einmal denselben Plan gehabt. Noch gestern dachte ich bei mir —" sie stockte einen Moment, und jetzt wußte sie wieder was sie sagte — „daß ich im künftigen Frühjahr von Altenhain fortgehen wolle, weit fort; denn länger halte ich das trostlose Leben doch nicht aus und will mir lieber bei fremden Leuten mein Brod verdienen, als diese Noth und Trübsal noch länger ertragen."

Der alte Falk war durch diese Bereitwilligkeit um so mehr überrascht, als er fast mit Sicherheit auf den entschiedensten Widerstand gerechnet hatte. Er zeigte sich demnach sehr erfreut über ihren muthigen Entschluß, in dem er das einzige wirksame Mittel erkannte, sie und Rudolph von einander abzubringen, und sagte: „Wußt' ich doch, daß du ein braves, kluges Mädchen seyst; darum sollst du aber auch immer an mir einen wahren hülfreichen Freund und Beschützer finden, ja,

wenn du vorhin wünschtest, ich möchte dein Vater seyn, so sollst du das nicht in den Wind geredet haben; denn beim allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde schwöre ich dir, ich will dich halten, als wärest du mein leiblich Kind und nicht die Tochter meines wüthenden Feindes!"

Ammy hatte während dieser Worte ihre Geistesgegenwart völlig wieder gewonnen, und um ihrer Sache ganz gewiß zu seyn, sagte sie darum mit verstelltem Zweifel: „Aber was wird der Rudolph dazu sagen? Wird er sich gutwillig darein ergeben oder wird er mir am Ende gar nachgehen, so weit ich auch von hier wegkomme? Denn der Rudolph, Nachbar Falk, der Rudolph, fürcht' ich, läßt nimmer von mir, wenn ich ihn auch tausendmal verlasse!"

„Besser wär's freilich, du gingest bald von hier weg," erwiderte der Alte, betroffen von dieser Zuversichtlichkeit in ihrem Glauben an den Geliebten. „Was hält dich denn auch noch bei deinem harten Vater zurück?" — „Die Kinder meiner Mutter, besonders die kleine kranke Lisbeth," sprach Ammy mit leise zitternder Stimme; denn in dem Augenblick, wo sie doch eine Lüge sagte, kam ihr plötzlich der Gedanke an ihre wirkliche Schuld gegen ihre jüngeren Geschwister, die sie verlassen wollte, nicht um Rudolph zu fliehen, sondern um erst recht ihm anzugehören und mit ihm

zu tragen und zu theilen, was Gottes Wille ihnen immer auferlegen werde. Doch schnell faßte sie sich wieder und fügte sicher hinzu: „Ja, Nachbar Falk, dessen sey Er gewiß, bevor die kleine Lisbeth nicht wieder ganz gesund ist und keine Gichter mehr hat, bringen mich keine zwanzig Gäule von Altenhain weg, denn ich hätte um des armen Kindes willen keine Ruhe vor Gott und meinem Gewissen."

„Ich will auch deshalb nicht weiter in dich dringen," versetzte Falk zögernd, da er dachte, daß er ihr nicht zu viel auf einmal abdringen dürfe. „Dein Schwesterchen wird ja hoffentlich bis zum Frühjahr genesen, aber dann, Ammy, dann —" — „Geh' ich von Altenhain fort, auch wenn ich Lisbeth allein zurücklassen muß," sagte sie mit erhobener Stimme, sah dabei dem Nachbar fest in's Auge und wiederholte mehrmals nachdenkend mit dem Haupte nickend: „Dann — d a n n!"

Falk schied von ihr und wußte nicht anders, als daß er in dieser e i n e n Stunde fast ohne Mühe und halb durch Zufall erreicht habe, was ihm Tage und Wochen hindurch unmöglich geschienen und worüber er so manche Nacht schlaflos und kummervoll hingebracht hatte. Zum erstenmal seit langer Zeit kehrte er mit erheitertem Antlitz von seinen einsamen Abendgängen auf den Herrnhof zurück.

Ammy fand begreiflicherweise nicht eher Ruhe, als bis sie Rudolph von ihrem Gespräche mit dem alten Falk, so wie von dessen Absichten mit ihr in Kenntniß gesetzt hatte. Aber vergebens harrte sie zur bestimmten Stunde an ihrem Kammerfenster auf das bekannte Zeichen; gestern Abend war er nicht gekommen und heute blieb er abermals aus. So mußte sie sich also bis zum folgenden Tage gedulden, wo sie ihm wenigstens einen Wink zu geben hoffte, daß sie ihm Wichtiges mitzutheilen habe. Hätte sie gewußt, was den Geliebten abhielt zu ihr zu kommen, ihr unter die Augen zu treten, sie wäre nicht so friedlich eingeschlummert mit dem Trost aller treuen Liebe: „Auf Nacht und Noth folgt Morgenroth.“

Jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten, und oft ist gerade dasjenige Erlebniß, welches uns im ersten Eindruck wie ein Schrecken ohne Ende niederwirft, bei näherer Betrachtung das lange und immer vergebens gesuchte Mittel zu unserer Rettung und wird, statt uns zu vernichten, die Brücke zu unserem besten Heile. — So erging es auch Rudolph nach jener Nacht der grauenvollen Entdeckung; denn die helle Sonne beschien den unheimlichen Gedanken an den ermordeten Tannenschützen ganz anders als der bleiche

Mond, und bald griff der Jüngling mit ganz andern Gefühlen nach dem geraubten Hirschfänger als in der Nacht zuvor, wo Schrecken und Aufregung und des Blutes Fieberhitze ihm jede klare Erwägung unmöglich gemacht und das Gespenstische der Sache, im Bunde mit dem Eindruck der überstandenen Gefahr, ihm Sinne und Gedanken verwirrt hatte.

Jetzt aber, wo die ruhige Prüfung des nächtlichen Erlebnisses mit der sichern Ueberzeugung Hand in Hand ging, daß endlich der Himmel sein heißes Gebet erhört habe, ihn mit Ammy zu vereinigen, ohne daß er darum Vater und Vaterland für immer zu fliehen brauche, jetzt war auch sein Entschluß schon gefaßt und nur über die Art der Ausführung schwankte er noch. Mit dem Zeugniß des blanken Stahls in der Hand wollte er den tückischen Konrad Wahl, seinen und aller guten Menschen Feind, vor der Welt entlarven, wollte als Rächer des schändlich gemordeten Försters auftreten und dem weltlichen Richterarme, wenn auch spät, denjenigen überliefern, den Gott selbst durch ein sichtbares Wunder mit dem Kainszeichen der Blutthat stempelte, die so viele Jahre vergebens der Sühne geharrt hatte. Das war Rudolphs fester Entschluß, sich und Ammy, den Vater und ganz Altenhain von einem Menschen zu befreien, der schon so vieles Unglück und Herzeleid angerichtet hatte und für den auch nicht die leiseste

Rücksicht der Menschlichkeit und des Erbarmens sprach, selbst wenn er nicht der fluchwürdige Mörder des unglücklichen Tannenschützen gewesen wäre.

Mit diesem Vorsatz in der Seele war Rudolph den ganzen Tag über im Walde herumgestreift, hatte alles noch einmal reiflich erwogen und war zuletzt zu dem Resultate gelangt, daß er weder seinem Vater, noch dem Pfarrer, noch sonst einem Menschen in der Welt ein Wort davon sagen dürfe, bevor er dem Richter — es war noch derselbe, welcher einst dem Urheber der Missethat am Tannenstein vergebens nachgeforscht — seine wichtige Entdeckung mitgetheilt hätte. Denn nur d i e s e m gehörte sein Geheimniß, diesem die Strafe des dem Gesetze Verfallenen.

Am folgenden Morgen rüstete sich Rudolph zum Gange nach der zwei Stunden entfernten Amtsstadt S., an deren südwestlichem Ende ein alterthümliches, massiv aus Stein gebautes Haus, das sogenannte S—r Schloß, in Mitten eines großen Weihers liegt, seit uralter Zeit der Sitz des Amtsgerichtes dortiger Gegend. — Er hatte den Hirschfänger des Tannenschützen in einer ledernen Scheide um den Leib geschnallt und darüber trug er seinen Mantel. Wie Rudolph durch die Dorfstraße schritt, begegnete ihm gerade der Kastenmeister, der ihn höhnisch feindlich von der Seite ansah; aber der Jüngling erwiderte den

boshaften Blick so fest und sicher, daß der Alte, sichtbar betroffen die Augen von ihm wegwandte, und wie sich Rudolph im Weiterschreiten noch einmal nach ihm umblickte, stand jener unter dem Thore seines Hauses und sah ihm aufmerksam nach. — „Ja, das ist der Mörder!" sagte Rudolph und griff unwillkührlich nach dem Hirschfänger an seiner Seite.

Ammy hatte ihn am Hause vorübergehen sehen und vermuthete richtig, daß er nach der Stadt wolle, wohin ihn häufig Geschäfte führten. Schnell lief sie, um ihm wenigstens einige flüchtige Worte zu sagen, durch den Garten nach dem Kirchhof hinauf und erwartete ihn hier in der ersten Biegung des Hohlwegs. Wie Rudolph wenige Minuten nachher mit ihr zusammentraf, wunderte sie sich, daß er bei ihrem Anblick heftig erschrak und sie bestürzt fragte, was sie so frühe schon hier thue. Sie sagte ihm darauf, wie sie ihm den Vorsprung abgewonnen habe, um ihm eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen, und erzählte ihm dann ihre Begegnung mit seinem Vater und welches sonderbare Anerbieten ihr der alte Mann gemacht habe; sie schritten während dieses Gespräches langsam den Hohlweg hinauf und Ammy begriff gar nicht, warum der Geliebte so ganz zerstreut ihr zuhörte und ihrer Erzählung kaum einige Theilnahme schenkte. Sie glaubte eine innere Bewegung und Unruhe an ihm zu be-

merken und fragte ihn besorgt nach dem Grund derselben. Er gab ihr jedoch nur eine ausweichende Antwort und forschte dann wiederholt nach dieser und jener Aeußerung seines Vaters, obwohl seine Gedanken alle Augenblicke eine andere Richtung nahmen und er sogar ihr selbst keine rechte Aufmerksamkeit schenkte.

„Mein Gott! was hast du, Rudolph?" fragte sie endlich beklommen, als er wiederum in düsteres Sinnen versunken neben ihr hinschritt. Da erwiderte er ihr hastig: „Noch kann ich dir nicht mehr sagen, Ammy, als daß es bald anders, ja, so Gott will, ganz gut mit uns beiden stehen wird. Hab' nur noch Geduld bis zum Abend; dann bin ich zurück und du erfährst das Nähere. Hoffentlich erspart uns der Weg, den ich eben gehe, die Reise nach Amerika und wir werden ein Paar hier in Altenhain, sollte auch die Hölle selber Einsprache dagegen thun. Wie sagte mein Vater gestern zu dir: Nicht eher als bis aus Nacht Tag, aus Fluch Segen werde, könntest du mein seyn?" — „So sagte dein Vater," versetzte sie ängstlich und sah ihn voll banger Sorge an.

„Wohl denn, er hat wahr gesprochen!" rief der Jüngling feierlich. „Ja, Ammy, aus Nacht soll Tag, aus Fluch Segen werden, zwischen heute und morgen, und dann trennt uns keine Macht der Erde mehr! Wir sind an der Grenze unseres Leidens angelangt.

Siehst du dort das graue Kreuzchen unter der wilden Rosenhecke? Das ist der Markstein unseres Schicksals, und wie der Tannenschütz noch jüngst in stiller Nachtstunde dort oben auf der Höhe unsere heimliche Liebe beschirmte, so soll er nun auch der Engel werden, der uns bei hellichtem Tage zusammenführt, wenn anders es Gottes Wille ist, daß aus Nacht Tag, aus Fluch Segen wird!"

Ihr graute bei diesen dunkeln Worten des Geliebten in innerster Seele, zagend blickte sie nach dem Steinkreuz hinüber und sprach mit bebender Stimme: „Rudolph. Rudolph! was hast du vor? Ein unseliges Gespenst der Furcht und des Aberglaubens sollte der Engel unserer wahrhaftigen Liebe werden? O sprich, was bedeutet das? Was willst du in der Stadt?" Sie warf sich bei diesen Worten krampfhaft an seine Brust, er aber machte sich sanft von ihr los und sagte: „Gedulde dich bis zum Mittag; dann kehr' ich zurück und du bist mein, mein für immer! Adieu, auf Wiedersehen!"

Rasch eilte er dann vorwärts, dem Tannenstein zu und ließ sein Mädchen in sorgenvollster Unruhe und Ungewißheit am Platze stehen. Sie blickte ihm nach und rief erschüttert, indem sie die Hände faltete: „So begleite du ihn, mein Gebet, und beschütze ihn vor bösen Mächten! Rudolph! Rudolph! Denk' an

deine Liebe!" — Er hörte sie nicht mehr; schon war er auf der Höhe angelangt und schritt hastig am Gemäuer vorüber dem Walde zu. Wie Ammy seiner noch einmal in weiter Ferne zwischen den Baumstämmen ansichtig wurde, glaubte sie etwas Glänzendes in seiner Hand blitzen zu sehen, oder war es nur ein Sonnenstrahl gewesen? — Tief beklommen ging sie nach dem Dorfe zurück.

Den Kastenmeister wollte an diesem Morgen der Blick Rudolphs gar nicht wieder verlassen, und wo er ging und stand, verfolgte ihn die Erinnerung daran. Wie hatte der ihn angesehen! Was war es gewesen, was ihn in diesem Blick erschreckte? Je mehr er seinem Zweifel nachgrübelte, auf was ihn eigentlich Rudolph so scharf angeschaut haben möge, um so ängstlicher stiegen allerhand dunkle Bilder in ihm auf; er konnte zuletzt die wachsende Unruhe und Bangigkeit seines Innern kaum mehr bemeistern und sein Seelenzustand wurde ihm von Stunde zu Stunde unerträglicher. Bald hatte er keine Ruhe mehr im Hause; er suchte noch vor Mittag die Schenke auf, kehrte aber auch von dort in kurzer Zeit wieder zurück, und als er von Ammy hörte, daß der Knecht auf den Acker gefahren sey, nahm er, einige unverständliche Worte vor sich hinmurmeld, seinen

Weg in den Stall. Das Mädchen war allzusehr mit sich beschäftigt, als daß sie dem Vater große Aufmerksamkeit geschenkt hätte; sie achtete kaum auf sein verstörtes Wesen, alle ihre Gedanken waren beständig bei Rudolph, und leise vor sich hinweinend besorgte sie in der Küche das Mittagsmahl. Ihr war so schwer und ahnungsvoll um's Herz; und als sie später einen Augenblick unter die Thüre trat, gerade als vom Ulmenbaum im Hofe zwei Raben krächzend aufflogen, fiel ihr der Gedanke centnerschwer auf die Seele: „O Gott, die schwarzen Vögel bedeuten gewiß nichts Gutes! Rudolph, Rudolph! warum bist du so von mir gegangen?"

In Hof und Haus blieb's lange still; erst als ihre Geschwister aus der Schule kamen, ward es munter und lebendig um sie; sie deckte, um die Ungeduld der kleinen Hungrigen zu beschwichtigen, den Tisch; trug, als gleich nachher der Knecht in den Hof fuhr, die Suppe auf und hieß den älteren Buben nach dem Vater im Stall oder der Scheune sehen und ihn herbeirufen. Sie selber sagte dem Knecht, daß das Essen bereit stehe, trat dann an den Tisch und schnitt Brod.

Da kommt der Knecht mit einer betroffenen Miene in die Stube und sagt ihr, draußen im Stalle sitze sein Herr leichenblaß auf dem Haferkasten, höre nichts und rege sich nicht, wie wenn ihn der Schlag gerührt hätte. Ammy ließ erschrocken Brod und Messer

fallen und lief nach dem Stalle. Da saß wirklich der Alte bleich wie der Tod auf dem Haferkasten, regte sich nicht und blickte starr, mit gräßlich verzerrten Zügen nach dem Stand der Milchkuh, wo das Pflaster aufgerissen und der Sand herausgescharrt war. Ein Blick — ein Gedanke, und vor ihren Augen dunkelte es; sie mußte sich an der nächsten Wand festhalten und stammelte: „Gerechter Gott! Vater, was habt Ihr?"

Der Knecht trat auf den Bauer zu und rüttelte ihn am Arm; da blickte ihn der Kastenmeister endlich wie traumestrunken mit stieren Augen an und lallte mit schwerer Zunge, kaum vernehmbar: „Was — was da? Dort —" er deutete auf die frische Grube — „dort hatt' ich's vergraben — und nun ist's fort! Ein Räuber oder der Teufel muß es geholt haben, und ich — ich hab' mir selber mein Grab gegraben! — Dort — dort — ha! da glitzert's wieder!"

Er wollte sich erheben und nach dem bezeichneten Orte hinwanken, aber die Angst, die furchtbare, hing sich wie Blei an seine Füße; er wankte und taumelte besinnungslos in des Knechtes Arm. Ammy, von dem gräßlichen Anblick des Vaters auf's Tiefste erschüttert, und im Wahne, er sterbe vor ihren Augen, stieß einen lauten Schrei aus und lief jammernd in den Hof; Leute aus der Nachbarschaft kamen herbei und trugen den Kastenmeister, der mit gebrochenen Augen alle

fremd anstarrte, während ihm ein weißer Schaum auf die Lippen trat, wie einen halbtodten Mann in's Haus. Nur langsam erholte er sich wieder.

Schnell hatte sich die Kunde davon im Dorfe verbreitet und die Nachricht, dem Kastenmeister sey eine beträchtliche Summe Geldes gestohlen worden, die er zu größerer Sicherheit im Kuhstalle vergraben, hatte so viel Glaubwürdiges, daß Niemand daran zweifelte, zumal bekannt geworden war, daß er erst in den letzten Tagen mehrere Güterstücke um einen namhaften Kaufpreis in andere Hand gegeben hatte. Viele Leute kamen in's Haus und die Grube im Kuhstall, wo der Dieb den versteckten Schatz geholt, war Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Der Verdacht fiel natürlich zunächst auf den Knecht und derselbe mußte manches unzweideutige Wort anhören, welches ihn des Raubes an seines Herrn Eigenthum beschuldigte. Er ging darum zu Ammy, die bleich und verstört in ihrer Kammer saß, und klagte ihr die unverdiente Anschuldigung.

Da sagte diese, von einer Todeskälte durchschauert: „Laß dich's nicht kümmern, Hannes, die Leute wissen nicht was sie sprechen. Bald wird alles an's Tageslicht kommen und der rechte Dieb gefunden werden; dann hört die böse Nachrede von selbst auf, und die dich jetzt beargwohnen, werden dir in ihren Herzen dafür Abbitte thun.“ — „Schon recht,“ erwiderte der ehrliche

Hannes bekümmert. „Aber wenn's nun im Dunkel bleibt? dann hängt der Schimpf für immer an meinem Namen, daß ich meinen Herrn bestohlen, und alle Leute sehen mich zeitlebens darauf an."

„Eines begreif' ich selber nicht," sagte Ammy nach einer Pause: „wie der Dieb in den Stall kam; besinne dich einmal recht, Hannes, ob du auch von der Schuld ganz frei bist?" — „Ach, das ist's ja eben," erwiderte dieser und kratzte sich verlegen hinter'm Ohr. „Freilich war ich neulich Nachts nicht zu Hause, sondern bis zum Morgen in Raunrod, auf der Kirmeß, wohin mich der Jost aus dem Herrnhof mitgenommen hatte. Wir hatten viel getrunken und getanzt und ich schlief auch gleich ein. Morgens kam der Herr, schrecklich böse, sagte, ich hätte die Milchkuh vergeblich die halbe Nacht nach Futter brüllen lassen, bis er selbst aufgestanden und in den Stall gegangen sey; er wolle mich dafür auf Martini aus dem Dienst schicken. Mir fiel's gleich auf, daß er meinte, er habe in der Nacht mit mir geredet und ich habe im Bette geschnarcht, doch ließ ich ihn nichts merken; wie er aber fort war, suchte ich dem Ding auf die Spur zu kommen und sah auch gleich, daß ein fremder Mensch im Stalle gewesen seyn mußte. Mein Bett war ganz sandig, das Laken zertreten; auch stand das Scheuerthürchen nach dem Garten zu offen und im Grase sah ich frische

Fußspuren." — „Der Jost hat dich mit nach Raunrod genommen?" fragte Ammy. — „Er redete mir so lange zu, bis ich mit ging," erwiederte Hannes; „er hatte drei harte Thaler, die auch richtig alle für Musik und Wein drauf gingen."

Sie hatte ihre letzte Kraft nöthig, um sich aufrecht zu erhalten und dem Knecht gegenüber gelassen zu bleiben; ihre Befürchtung, daß Rudolph das Messer entwendet habe, ward ihr dadurch fast zur Gewißheit; aber noch furchtbarer als diese lag auf ihrer Seele das, was Rudolph ihr am heutigen Morgen im Hohlwege vom Tannenschütz gesagt hatte, und als der Knecht die Kammer verlassen, stammelte sie, auf ihre Kniee niedersinkend, von einer schwarzen Ahnung ergriffen: „Gerechter Gott im Himmel! der Rudolph geht meinem Vater an's Leben!"

Im Pfarrhaus herrschte an dem Tage, der für Rudolphs und Ammy's Verhältniß diese verhängnißvolle Wendung genommen hatte, eine stillfreudige Bewegung. Zwischen Ernst und Auguste war es endlich zur beiderseitigen Herzenserklärung gekommen, und letztere, noch jüngst dem Vogelsberg so wenig hold, fand hier plötzlich ein Glück, so selten und herrlich, wie sie sich's schwerlich in diesem rauhen Land geträumt hätte.

Als Burkhard und seine Frau das junge Brautpaar herzlich beglückwünschten, sagte Auguste zur Heiterkeit aller: „Nun wird's wirklich romantisch bei euch, ganz so, wie ich es mir nach euern Briefen gedacht hatte. Scheltet mich auch nicht, daß ich den Vogelsberg eine zeitlang so wenig nach meinem Geschmack und euer Leben ziemlich einförmig fand. Im Grunde ging mir's anderswo nicht besser, und nur weil hier alles viel enger und beschränkter zusammengerückt und gedrückt war, trat Einem des Daseyns ewiges Einerlei um so deutlicher vor die Augen. Das junge Herz, dem die Liebe fehlte, empfand auch keine romantische Waldeslust, keine Bergesfreiheit, und eure idyllischen Lämmlein und Zicklein konnten mich auch nicht interessiren. Ach, lieber Ernst, so ein patriarchalisches Stillleben zweier verliebten Pfarrersleute ist für einen dritten Menschen mit und ohne Tannenstein-Romantik entsetzlich langweilig."

Der glückliche Bräutigam sagte: „Dem Kastenmeister ist sein vergrabener Schatz abhanden gekommen und wir heben dafür den unsern. So ist das Glück! Jenem schwindet's, diesem fällt's in Hülle und Fülle in den Schooß. Wer's aber hat, der halt es fest und suche es immer fester zu halten. Seyd ihr hierin mit mir einverstanden, so machen wir gleich nach Weihnachten Hochzeit, der Schwager traut uns hier in

Altenhain und die Schwägerin backt den Hochzeitkuchen dazu. Dann ist der Vogelsberger Romantik vollkommen Genüge geschehen und für das Frühjahr lad' ich hiermit die künftige Frau von Bernau höflich nach Neapel und Palermo ein." — „Lieber Burkhard!" rief Auguste, „wenn du wieder auf die Kanzel gehst, so sprich doch am Schlusse deiner Predigt eine recht fromme Fürbitte für mich, daß dieser erstaunlich liebenswürdige Bräutigam ein eben so liebenswürdiger Ehemann werde. Nicht wahr, Schwester, du weißt auch ein Lied davon zu singen?"

In diesem Augenblick wurde die heitere Unterhaltung durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen und auf Burkhards Herein trat der alte Falk in die Stube. Des Mannes Wesen hatte etwas sonderbar Hastiges und Verstörtes, er achtete kaum auf die übrigen, sondern bat den Pfarrer mit gedämpfter Stimme um eine Unterredung unter vier Augen. Burkhard führte ihn sogleich hinauf in seine Studierstube, während die Hausgenossen unten beim Nachmittagskaffee sitzen blieben.

„Was hat der alte Mann?" fragte Auguste. „Er war ja ganz verwirrt und konnte kaum sprechen." — „Das macht seine Befangenheit," erwiderte die Pfarrerin. — „Auch mir schien es, als sey die Angelegenheit, welche ihn hierher führt, für ihn eine sehr

ängstliche und dringende," meinte Ernst. — „Er ist immer ein wenig umständlich," sagte jene. „Schon häufig sah ich ihn so, und meinte anfangs Wunder was er habe; am Ende kam denn heraus, daß er sich diese oder jene dunkle Stelle in der Bibel nicht erklären konnte. Gebt Acht, es ist nichts weiter als solch ein theologischer Zweifel und er holt sich bei seinem geistlichen Gewissensrath die Aufklärung." — „Nein, das glaub' ich nicht!" rief Auguste. „Mit diesem scheuen Blicke sucht Niemand einer heiligen Wahrheit auf den Grund zu sehen. Ich mag nun einmal diesen bigotten Alten nicht, so sehr ich auch den Rudolph um seines offenen und gebildeten Wesens willen gern habe. Diese kalte Frömmigkeit aber war mir immer in den Tod zuwider."

Burkhard blieb lange aus und der Nachmittag ging beinahe darüber hin, ohne daß man von den beiden etwas sah und hörte. Da kommt plötzlich gegen fünf Uhr der junge Schulvikar in großer Aufregung in die Stube gestürzt und meldet, so eben sey der Amtmann mit dem übrigen Gerichtspersonal und mehreren Landjägern nach Altenhain gekommen, und gleich darauf sey der Kastenmeister, des Mords am Tannenschütz dringend verdächtig, auf das Rathhaus geführt worden, wo ein vorläufiges Verhör stattfinden solle. — Staunend hörten die im Pfarrhaus die selsame Mähr;

der Schulvikar fügte noch hinzu, es sey allgemein das Gerede, Rudolph Falk habe den Feind seines Vaters als Mörder des Försters angegeben, nachdem er im Stalle des Kastenmeisters den Hirschfänger des Getödteten gefunden und dadurch die Entdeckung herbeigeführt.

„Großer Gott! da will ich doch gleich meinen Mann rufen," sagte die Pfarrerin und eilte die Treppe hinauf. Sie ging durch das Besuchzimmer nach Burkhards Stube; aber wie sie jetzt durch die halbgeöffnete Thüre blickte, war sie nicht wenig erstaunt, ihren Mann im Priesterornat zu sehen, der dem vor ihm knienden Falk das heilige Abendmahl reichte und zu dem andächtig Lauschenden niedergebeugt, demselben den Altarkelch an die Lippen hielt, wobei er die Worte des Sakramentes sprach. Betroffen wich sie aus dem Zimmer zurück; der unerwartete Anblick dieser heiligen Scene hatte sie heftig ergriffen, sie ging die Treppe hinunter und wollte sich in die Wohnstube begeben, als ein Tumult im Pfarrhof sie vor die Hausthüre zog.

„Guten Abend, Frau Pfarrerin," sagte der alte freundliche Amtmann, der eben die Haustreppe heraufkam. „Entschuldigen Sie, daß ich in dieser Gesellschaft" — er deutete auf die ihm folgenden Landjäger — „Ihnen meinen Besuch abstatte und den

Frieden Ihres Hauses störe. Wir suchen den Heinrich Falk. — Die Leute aus dem Hofe!" befahl er einem der Landjäger, da der Andrang der Dorfbewohner immer stärker wurde.

„Den Heinrich Falk? was ist mit dem?" stammelte Friederike; „eben reicht ihm droben mein Mann das heilige Abendmahl." — „Hat's nöthig!" erwiderte der Amtmann. „Erschrecken Sie nicht, verehrte Frau; den einen Mörder des unglücklichen Försters Krafft haben wir und den andern suchen wir unter Ihrem Dache. Landjäger, holt ihn herunter!"

Während dieses kurzen Gesprächs waren Ernst und Auguste aus der Stube gekommen und vernahmen nun gleichfalls zu ihrem höchsten Erstaunen die entsetzensvolle Nachricht. Der Kastenmeister hatte seinen Todfeind als Mitschuldigen am Morde des Tannenschützen angegeben. Und schon kam der alte Falk an Burkhards Hand die Treppe herunter, bleich, das leibhaftige Bild des zerschmetterten Sünders, der mit greisem Haare dem Lohne seiner Jugend-Missethat entgegen wankt; stumme Resignation lag in den starren Zügen, die Lippe zitterte in leisem Gebete.

Erschüttert sagte der Pfarrer zum Amtmann: „Nehmen Sie ihn hin; Gott der Allgütige hat sich seiner erbarmt, und ich habe ihm, kraft meines heili-

gen Amtes und um seiner wahrhaftigen Reue willen, die himmlische Gnade verheißen."

Der alte Falk sagte kein Wort; stumm reichte er allen die eiskalte Hand zum Abschied, und erst als er sich von dem Pfarrer losriß, brach er in die erschütternden Worte aus: „Schützen Sie meinen armen Sohn Rudolph vor Verzweiflung und bringen Sie ihm und Ammy meinen Segen!" Dann im Abgehen fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: „Gott sey uns gnädig und segne uns, er lasse uns sein Angesicht leuchten, Sela! Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde!"

Gefaßt bestieg er dann den im Hof haltenden Bauernwagen, der ihn unter Gendarmeriebegleitung in das Amtsgefängniß nach S. führen sollte, und langsam setzte sich hierauf der ernste Zug mit dem betenden Verbrecher durch die Dorfstraße in Bewegung. Gleich nachher folgte ein zweiter Wagen, auf dem, mit Ketten an Händen und Füßen beladen, der Kastenmeister saß, der dem Pfarrhaus und den hinter den Fenstern stehenden Bewohnern desselben im Vorüberfahren einen feindlich glühenden Blick zuwarf.

Der Pfarrer hatte einige Zeit der Ruhe und Sammlung nöthig, um sich von der Erschütterung der

letzten Stunde zu erholen und seinen Hausgenossen den Zusammenhang dieser so räthselvollen tragischen Geschichte mitzutheilen. Alle waren wie betäubt von dem unerwarteten Schlag und Auguste zumal hatte die Sache so lebhaft aufgeregt, daß sie um Gotteswillen bat, man möge für's Erste nicht weiter davon reden.

Da sagte ihr Schwager mit innerer Bewegung: „Das darf uns allen nicht erspart werden; denn ich versichere euch, was sich heute in unserer unmittelbaren Nähe ereignet hat, gehört zu den seltenen Erlebnissen, die einen unvergänglichen Moment in unserem Daseyn bilden, weil uns in ihnen so recht klar und anschaulich wird, wie wunderbar die göttliche Vorsehung sich mit den Geschicken des Menschenlebens verkettet und sie auf scheinbar entgegengesetzten Bahnen doch zuletzt einem ewigen Ziele entgegenführt. Da forschen und grübeln die Denker und Philosophen beständig nach dem Grund der letzten Dinge und streben den Schleier zu lüften von dem unerforschlichen Wechselverhältniß zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen göttlicher Allmacht und menschlichem Willen; aber die rechte Offenbarung gibt uns doch nur das Leben, und nur der ist weise, nur der versteht und ahnt das heilige Wesen der Gottheit, der hinabsteigt in die tiefe Menschenseele und sich aus ihr den goldenen Schlüssel holt zum Tempel der ewigen Wahrheit. Ja, wer von uns heute nicht an Gott

glaubt, und zwar an einen gerechten und allweisen Gott, dem ist für immer dieser heilige Tempel verschlossen und vergeblich wird er Zeit seines Lebens in diesem Dämmerungsthale nach Licht und Erkenntniß ringen."

„Gib uns deine Erzählung nur gleich und vollständig," sagte Ernst. „Am Tage unseres Glückes wird sie für Augusten und mich eben um des Gegensatzes willen doppelt reichen Stoff zum Nachdenken bieten." — „Laßt sie in Gottes Namen der dunkle Rahmen seyn zum hellen Bild eurer Glückseligkeit," erwiderte Burkhard und erzählte hierauf seinen lauschenden Zuhörern folgende Geschichte aus alter Zeit.

Heinrich Falk und Konrad Wahl waren noch junge Bursche und hatten von Kindheit auf immer als gute Kameraden zusammengehalten. Weil jeder stets für den andern einstand und des Freundes Sache redlich zu der seinigen machte, so hatten beide, welche noch außerdem die Söhne der reichsten Bauern und kräftige waghalsige Gesellen dazu waren, den Vortheil davon, daß ihnen bei jeder Gelegenheit unter den übrigen jungen Leuten die erste Stimme zufiel und sie so zu sagen den Ton im Dorfe angaben. Bei Kirchweih- und Erntefesten spielten sie immer die Hauptrollen, führten die schönsten Mädchen auf den Tanzboden, ließen die meisten Thaler springen, und was

der Heinrich und der Konrad mit einander verabredeten, das erhielt den Beifall der andern und galt für ausgemacht. Selten machte ihnen Jemand diesen Vorrang streitig, und trotz des Uebermuthes der beiden also Bevorzugten trugen sie gewöhnlich den Sieg davon, ja mancher, der mit ihnen anband, hatte den Schaden allein für sich und suchte sich bald wieder in Güte mit ihnen zu vertragen.

Für das schönste Mädchen in Altenhain galt damals die Tochter des armen Dorfhirten Traut; sie hieß Katharina und war trotz der Armuth ihrer Eltern unter dem Namen „Trautkäthchen" die vielbekannte Zierde des Dorfes. Und doch sollte gerade sie durch ihre Schönheit so großes Unheil über Altenhain bringen! Alle Burschen hatten nur Augen für sie, alle Eltern beneideten den armen Hirten um die schöne schlanke Tochter; aber Trautkäthchen ward darum nicht stolz und übermüthig und sorgte und achtete nur um so eifriger auf ihren guten Ruf, damit sie niemals Anlaß zu schlimmer Nachrede gebe.

Da kam ein neuer Förster auf die Stelle im Walde, der zur Altenhainer Gemarkung gehörte, Friedrich Krafft mit Namen; ein junger schmucker Jägersmann, den bald alle Leute nur den schönen „Tannenschütz" nannten, da sein Försterhaus im Tannenforst gelegen war und er auch gewöhnlich ein grünes Tannenreis

zum Schmuck auf seinem Hute trug. Er war am Rhein zu Hause und die Altenhainer Mädchen fanden bald, daß er sich sehr zu seinem Vortheil von den Bauernburschen unterschied; sein Benehmen war viel feiner, und seine fremdländische Sitte und Sprache, so wie sein lebenslustiger heiterer Sinn verschafften ihm bald manche stille Huld, manche offenkundige Zuneigung. Er hatte, noch ehe er darnach strebte, ein bedeutendes Ansehen im Dorfe gewonnen; die schönsten und reichsten Bauerntöchter bevorzugten ihn sichtbar und jede fühlte sich geehrt, wenn der schlanke Tannenschütz in seinem schmucken grünen Jägerkleid sie zum Tanze führte und ihr das Glas mit einem freundlichen Trinkspruch zubrachte. Dabei war er ein kecker, muthiger Geselle, war bald tüchtig hinter den Holz- und Wilddieben der Umgegend her, ließ sich weder in seinem Waldrevier noch im Dorfe etwas bieten und hielt wacker wie ein braver Jägersmann auf Pflicht und Ehre. Auch beobachtete er gegen die Bauernbursche gewöhnlichen Schlags eine sichere Zurückhaltung, nahm niemals Theil an ihren rohen Scherzen und Ausschweifungen, sondern blieb immer mäßig und anständig. Wiewohl es ihm bald nicht an offenen und heimlichen Feinden fehlte, behauptete er doch sein Ansehen unter den Bauern und ging unbehindert im Dorfe aus und ein.

Anfangs hielten Falk und Wahl zu ihm, beide fühlten seine überlegene Persönlichkeit sehr wohl und suchten darum seine Freundschaft; aber sey es nun, daß er ihnen nicht recht traute, sey es, daß der Uebermuth, mit dem sie sich an ihn drängten, ihm mißfiel, er wies sie einigemal kurz und entschieden von sich und achtete auch später kaum darauf, als beide zu seinen geheimen Neidern wurden und aus diesen zuletzt seine offenen Feinde.

Trautkäthchen hatte den Tannenschütz durch ihre Schönheit bald eben so sehr für sich eingenommen, wie durch ihr stilles, bescheidenes Wesen. Er sah und sprach sie oft auf den Waldtriften bei der Heerde, und es entspann sich allmählig zwischen beiden ein Verhältniß, das zwar den Augen der Welt verborgen blieb, aber doch nicht so vollständig, daß nicht wenigstens zwei Menschen es merkten, die sich dadurch in ihrer eigenen Bewerbung um den Besitz des schönen Mädchens sehr unbequem gestört sahen. Und dies waren eben die beiden Freunde Falk und Wahl, von denen jeder für sich dem Trautkäthchen nachging und nach dessen Gunst strebte. Zwischen beiden entstand, da sie sich als Nebenbuhler erkannten, eine gewisse Spannung, und der Tannenschütz allein, der ihnen noch ungleich gefährlicher war als einer dem andern, verhinderte, daß sie sich schon damals um des Mädchens willen offen entzweiten; viel-

mehr hielten sie fortwährend gegen ihn zusammen und schmiedeten allerhand tückische Plane, um ihn aus Trautkäthchens Herzen zu verdrängen. Sie reichten jedoch damit nicht weit; mit dem Glücke des Försters bei Katharina wuchs in beider Seelen der Haß gegen ihn, sie vergaßen zuletzt ganz, daß sie sich selbst als Nebenbuhler gegenüber standen, und vereinigten all ihren Grimm gegen den fremden Eindringling, der ja jedem von ihnen den gleichen Schaden anthat. So blieben sie denn nothgedrungen Freunde gegen den gemeinsamen Feind und jeder suchte anfangs den lästigen Nebenbuhler auf eigene Hand und zu seinem Vortheil aus dem Felde zu schlagen, bis sie zuletzt einsahen, daß diesem auf solchem Wege nicht beizukommen sey.

Es war zuerst Heinrich Falk, in dem das tiefere Gemüth auch eine tiefere und zerstörendere Leidenschaft begründete, der dem Konrad Wahl von ferne und anfangs nur wie im Scherze, die verruchte Absicht zu erkennen gab, den Förster ein für allemal unschädlich zu machen. Der andere stutzte, hielt anfangs zurück und wich dem Versucher aus; denn noch hoffte Wahl auf weniger gefährlichem Wege zum Ziele zu kommen. Er gewann hinter Falks Rücken den alten Traut; aber Katharina wollte trotz des Vaters Wunsch und Willen nichts von dem aufgedrungenen Freier wissen, und nach einigen heimlichen Gängen zog der reiche Konrad mit

einem Korbe ab, während der Tannenschütz sein Verhältniß mit dem Mädchen im Stillen fortsetzte. Nun erwachte des wilden Wahls ganze fürchterliche Rachelust, er schwor dem Förster den „blassen" Tod, suchte selbst den Freund auf, und die sichere Gewißheit ihres gemeinsamen Verlustes, wenn der Tannenschütz am Leben bliebe, vereinigte beide schnell zu einem eben so furchtbaren als raffinirten Bubenstück. Das eigene Interesse trat bei jedem nun noch vollständiger in den Hintergrund; die Frage, wer von ihnen die Katharine haben solle, wollten sie durch's Loos entscheiden — ein gräßliches Loos!

„Laß es darauf ankommen," sagte der listige Falk; „wenn nur der Tannenschütz sie nicht kriegt, dann hab' ich keinen Neid. Wir lauern dem rheinischen Windbeutel auf, schlagen ihn zusammen und werfen das Messer über seiner Leiche in die Luft. Wem dann die Spitze zufällt, der nimmt das Mädchen zum Weibe. Bist du's zufrieden?" — „Ich bin's!" sagte Wahl und schlug ein zum Bunde der schrecklichen Missethat. Die Liebe hatte sie getrennt, der Haß vereinigte sie.

Von nun an war das Leben des jungen Försters dem Untergange geweiht, und es war nicht die Schuld seiner beiden Feinde, daß der Sommer darüber hinging, ohne daß sich zur Ausführung ihres verbrecherischen Anschlags eine passende Gelegenheit geboten hätte, wie-

wohl Trautkäthchens holde Liebe bald im grünschattigen Busch, bald in der Hütte des Hirten ihn so glücklich und sorglos machte, daß er kein Auge hatte für den lauernden Mordgedanken in den Blicken seiner Feinde. Mehrmals gingen sie ihm heimlich nach, wenn er Abends aus dem Dorfe in seinen stillen Tannenwald hinaufstieg; theils fehlte ihnen jedoch der Muth zur Ausführung ihrer blutigen That, theils retteten den Förster günstige Umstände, so einmal, daß er einen andern Weg wählte und die Hohlstraße umging, wo jene ihn erwarteten; das anderemal, daß er unterwegs einen Begleiter antraf, mit dem er dann dicht an seinen in der wilden Rosenhecke versteckten Feinden arglos vorüber wandelte.

Aber endlich schlug doch seine Stunde, und an einem nebligen Herbstabend, wo Konrad und Heinrich wiederum das Haus des Hirten umschlichen, sahen sie den Gesuchten durchs Fenster, wie er drinnen beim Trautkäthchen saß und vertraulich mit ihr koste. Hell warf der flackernde Kienspan von der Wand sein Licht auf die beiden Liebenden, sie lachten und scherzten mit einander und sie duldete es, daß er seinen Arm um ihre Hüfte schlang und sie küßte; dann riß er von ihrem Rocken einigen Flachs ab, wickelte ihn leicht zusammen und hielt ihn an's Licht; lodernd fuhr die Flamme an die Decke, da rief sie: „Ach, Friedel, so

flattert die Seele in den Himmel;" er aber sagte lachend: „Nein, Käthchen, ich mein's anders: so wie das Flachsfeuerchen haben der Falk und der Wahl dich geliebt, und wie dieses, so schnell ist auch die Flamme in beider Herzen erloschen. Ich aber halte dich fest in alle Ewigkeit und lasse nicht von dir!' — Das alles sahen und hörten die Beiden am Fenster und des Försters Glück goß neues Oel in die Gluth ihrer Rache; rasch eilten sie im grauen Nebel hinauf nach dem Tannenstein, wo sie sich in den Hecken am Hohlweg versteckten.

Der Förster ließ lange auf sich warten, erst gegen Mitternacht vernahmen sie seine Schritte. Wie er durch den Hohlweg ging, pfiff er ein munteres Jägerlied, sorglos war er dem Endziel seines jungen Lebens genaht, da brachen plötzlich die beiden aus den Büschen hervor. Erst traf ihn Falk's Beil in den Nacken, daß er mit einem lauten durchdringenden Schrei zu Boden taumelte; noch zog er auf der Erde liegend den Hirschfänger, um wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, da zerschmetterte ihm Wahl mit einem wüthenden Schlag der Holzart den Hirnschädel — ein tiefer Seufzer und des Tannenschützen Seele flatterte in den Himmel.

Die Bösewichter standen einen Moment starr vor dem Opfer ihrer blutigen Unthat; dann rief Falk,

indem er den blanken Hirschfänger von der Erde aufhob: „Nun laß uns um's Trautkäthchen loosen! Klinge oder Stiel! Gib Acht, Konrad, die Spitze gilt dem Glück!" Und hoch warf er bei diesen Worten den Stahl zwischen sich und dem Genossen in die Luft, beide wichen zurück vor dem fallenden Messer, das funkensprühend auf die Kieselsteine im Hohlweg niederklirrte; und wie sie hineilten, um das Ergebniß dieses schauerlichen „Messerwurfs" zu sehen, lag die Klinge auf Konrad's Seite.

„Mein ist die Katharine!" sagte dieser schwerathmend und hob den Hirschfänger von der Erde auf. Falk gab ihm die Hand und erwiderte: „Das Glück hat für dich entschieden; der da macht sie dir gewiß nicht mehr streitig und auch mich soll's nicht verdrießen, wenn ich dich an seinem Platze sehe. Ich heirathe nun die Gertrude, du aber kannst lustig singen:

Erst Todtschlag und dann freien;
Juchhe, wen soll's gereuen!"

Der Pfarrer hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Das ist die Geschichte von dem Mord des Tannenschützen, wie sie mir heute Nachmittag der alte Falk wörtlich mitgetheilt hat, nachdem endlich nach vielen, vielen Jahren furchtbarer Pein ein Zufall die Entdeckung der alten Unthat herbeigeführt hatte. Rudolph nämlich, so wollte es der Gottheit Rathschluß, fand im

Stalle des Kastenmeisters den von letzterem vergrabenen Hirschfänger des Försters; Ammy hatte ihm den Ort verrathen. Der unglückliche Jüngling eilte zum Gericht, deponirte dort alle näheren Umstände, wie er in den Besitz der Waffe gekommen, und als er später heimkehrte, und seinem Vater erst jetzt alles entdeckte" — „Gerechter Gott!" stammelte Auguste. — „Da ist der alte Falk schnell zur Erkenntniß gekommen, daß es für ihn nur noch Ein Heil in der Welt gebe, und statt sich durch die Flucht zu retten, wie er wohl gekonnt hätte und wie Rudolph ihn fußfällig beschwor, eilte er zu mir, um mir alles zu entdecken, und mit dem Troste des heiligen Sakramentes versehen, sich selbst seinem Richter zu stellen. Der Amtmann kam ihm darin nur zuvor, was ich auch morgen vor Gericht auf meinen Amtseid zu Protokoll geben werde."

„Das ist ja eine Schicksalstragödie sonder Gleichen," sagte Ernst. „Wer hätte das gedacht! Diese Feinde bei so furchtbarer gegenseitiger Mitwissenschaft!" — „Und doch löst gerade sie uns das Räthsel ihres jahrelangen Hasses," versetzte Burkhard. „Ja, ich möchte sogar behaupten, diese Feindschaft sey der bei weitem wichtigste psychologische Moment in der ganzen Geschichte. Falk hat sich bei mir weitläufig darüber ausgesprochen, nnd fasse ich alle seine Aeußerungen zusammen, so muß ich bekennen, daß mich gerade diese Seite seines Unglücks

am meisten mit ihm ausgesöhnt hat. Denkt euch zwei Menschen von ungefähr gleicher Gemüthsart, gleicher Geistes- und Charakterbeschaffenheit, auf deren Seelen sich plötzlich ein und dasselbe Schuldbewußtseyn mit gleich ungeheurer Schwere wälzt, und die nun durch Jahr und Tag dazu verdammt sind, es der Welt in tiefinnerster Brust zu verheimlichen und ängstlich jede Erinnerung, jedes Zeugniß ihrer schwarzen That zu meiden. Wie zwei an eine Kette geschmiedete Galeerensklaven hängen sie aneinander, jeder empfindet doppelt die unerträgliche Last der Unfreiheit, keiner kann ohne den andern sich bewegen, jeder schleppt an der Mitwissenschaft des andern fast noch schwerer als an seiner eigenen Schuld. Und nun laßt diese beiden Unglücklichen Nachbarn seyn, Auge in Auge sich beständig gegenüber stehen — soll da nicht die stärkste Natur allmählig mürbe werden, der eisernste Willenstrotz brechen? Soll da nicht alles, was menschlich in ihnen lebt, zu Grunde gehen? Man müßte wahrlich zuvor wissen, was es heißt, einen Mord für sich allein auf der Seele zu haben, um erst recht zu begreifen, wie zwei Seelen an einem bösen Gewissen zu tragen haben!"

„Entsetzlich!" rief die Pfarrerin zusammenschaudernd. „Aber eines versteh' ich nicht. Du nanntest eben Wahl und Falk gleichgeartete Charaktere, und doch, gibt's eine größere Verschiedenheit zwischen zwei Menschen

als die ihrige?" — „Ganz recht," erwiderte Burkhard. „Aber auch die Verschiedenheit ihres Charakters war nur eine nothwendige Folge ihres bösen Gewissens. O, wer hier ein Seher wäre, um in den Herzen dieser beiden Männer zu lesen, wie es geschah, daß sie, von einem und demselben schwarzen Punkte ausgehend, sich zuletzt so weit von einander entfernten, daß der eine ein Frömmler, der andere ein Gottesleugner wurde! War es das, ich möchte sagen instinktartige Gefühl der Selbsterhaltung, daß jeder nur darnach strebte, dem andern vor den Augen der Welt so unähnlich als möglich zu werden? Wollten sie vielleicht dadurch die Gleichartigkeit ihres Seelenzustandes verbergen? Wer kann es sagen! Es war eben ein und derselbe Samen der Schuld, der so verschiedenartige Frucht erzeugte; bei dem einen nahm das gefolterte Gemüth die Richtung nach dem Uebersinnlichen, beim andern ging der Charakter vollends in moralischer Schlechtigkeit unter; der eine wollte sich durch Beten und ein mäßiges, gerechtes Leben mit dem Himmel abfinden, der andere verlachte in wilder Sinnenlust die Hölle und spottete der Stimme seines Gewissens, so oft es sich regte; nur die Feindschaft war das bleibend Gleichartige in ihnen, wie ihr Schuldbewußtseyn selbst, aus dem ihr Haß entsprang. Und zuletzt reißt dennoch e i n e Hand beide in's Verderben, und aus dem eigenen Blute erwächst ihnen

in ihren Kindern der Rächer ihrer Missethat. Ernst, das ist mehr als Schicksalstragödie, und wir nennen's wohl nur darum so, weil wir die geheimen und mächtigen Fäden der Seele nicht sehen, an welchen Gott das Menschenleben seinem Ziele entgegenführt."

„Laßt uns dieses Thema abbrechen," sagte die Pfarrerin. „Wir feiern heute euern Verlobungstag und da soll uns nur Glück, Freude und Liebe des Lebens beschäftigen. — „Aber Liebe ist ja auch in diesem schwarzen Bilde," erwiderte Auguste. „Denkt doch an Rudolph und Ammy. Gewiß! wenn etwas den Himmel mit dem furchtbaren Unheil, welches die beiden Alten sich und der Menschheit angerichtet haben, versöhnen kann, so muß es diese Liebe seyn, die so rein, schuldlos und leidvoll in der Missethat dunkler Nähe hintrauerte und ohne die schreckliche Katastrophe von heute wohl nimmer erlöst worden wäre."

„Mein erster Gedanke war Ammy," sagte Friederike. „Was muß das weiche Herz bei dieser erschütternden Wendung der Dinge empfunden haben! Wir wollen uns ihrer aber nun auch doppelt hülfreich annehmen."

„Und Ernst und ich stehen Rudolph zur Seite," sprach Burkhard. „Wie ich den leidenschaftlichen, gefühlvollen Jüngling kenne, der mit grenzenloser Liebe an seinem Vater hing, wird er der Freundschaft für's Erste noch benöthigter seyn als der Liebe. Gebe nur

Gott, daß diese tragische Geschichte wenigstens für die beiden Kinder der alten Verbrecher zum Heile ausschlägt!"

Man kam hierauf überein, für den Rest des Abends alle düstern und traurigen Betrachtungen zu verbannen, und bald gelang es auch dem glücklichen Bräutigam, die Stimmung der übrigen durch seine eigene heitere Erregtheit aufzuhellen und den letzten Schatten aus den Gemüthern zu verscheuchen. Die Punschbowle dampfte zu Ehren der beiden Verlobten und in ungestörter Freude beschloß man einen Tag des Glücks, der zweien so ganz für einander geschaffenen Menschen, wie Ernst und Auguste, in dem Augenblick die heitere Pforte einer schönen Zukunft öffnete, wo ein eben so seltenes als erschütterndes Verhängniß seinen dunkelsten Akkord in den Jubel ihrer Herzen mischte.

So hatte sich denn der Tannenschütz, und was im Volksglauben an Furcht und Sorge seiner unheilvollen Erscheinung anhing, abermals bewährt, nur daß er diesmal nicht allein als Unglücksprophet für andere, sondern auch als eigener Rächer der an ihm verübten Missethat auftrat, indem er den beiden Mördern seines jungen Lebens, trotz ihrer grauen Haare, den Untergang bereitete. Denn allgemein war bekannt geworden, daß der Kastenmeister den Hirschfänger ver=

grub, als die Kunde, das Gespenst habe sich wieder gezeigt, das schlummernde Gewissen in ihm weckte und ihn zu jenem Schritte bewog.

Wie begreiflich war die Aufregung, welche die Gemüther bei dieser unerwarteten Katastrophe ergriff, anfangs eine so große und allgemeine, daß diese Anschauungsweise nicht sogleich beim Volke Eingang fand; wohl aber hatte die Begebenheit zur unmittelbaren Folge, daß die Altenhainer Bauern, so viele Jahre durch den Haß zwischen Falk und Wahl in zwei feindliche Parteien geschieden, in diesem erschütternden Ausgang einen Wink des Himmels erblickten, ihren alten Hader beizulegen, der so vielen Unsegen über das Dorf gebracht hatte, gleichsam zur gerechten Vergeltung für die Unthat, welche die zwei angesehensten Männer von Altenhain verübt hatten. Darum eilte denn ein jeder sich mit seinem Feinde auszusöhnen, um auch keinen Augenblick länger an dem unseligen Fluch der beiden Missethäter mitzutragen und das Dorf ein für allemal von der alten Schuld jener frei zu machen. „Wir haben's alle schwer genug gebüßt, daß wir zwei Mörder so lange ungekannt in unserer Mitte hatten," sagten sich die Bauern; „fortan soll der Tannenschütz uns nicht mehr schrecken und mit dem Frieden kehre auch wieder der alte Segen und der alte Glauben in unsere Hütten und Herzen ein."

Es war wenige Tage vor Weihnachten, als Ernst, den dringende Geschäfte mehrere Monate lang in der Residenz aufgehalten hatten, nach dem Vogelsberg zurückkehrte, wo unterdessen der Winter in seiner ganzen wilden Schönheit eingezogen war. Von dem Städtchen S., in welchem er am späten Abend zuvor angelangt, hatte er sich am Morgen des folgenden Tags aufgemacht, um zu Fuß Altenhain zu erreichen, da bei dem tiefen Schnee die Straße dahin völlig unfahrbar geworden war. Zudem trennten ihn nur wenige Stunden von dem Ziel seiner Sehnsucht, und der Reiz der winterlichen Gebirgsnatur war ihm noch aus seiner Kindheit allzu erinnerlich, als daß er denselben, trotz Schnee und Kälte, hätte aufgeben mögen.

Und in der That wurde die Gebirgslandschaft, je höher er aus den nebligen Thalgründen in den eigentlichen Oberwald hinauf gelangte, immer reizender und die wildromantische Schönheit des rauhen Vogelsbergs trat immer großartiger und imposanter aus den schneeigen Nebelhüllen hervor. In weiten Spiegelflächen breiteten sich die eisbedeckten Berghaiden über die ganze Hochebene aus; leuchtend blitzte der Schnee im Sonnenlicht; so weit das Auge reichte, nichts als ein einziges glänzendes Schneegefild, in welchem nur hier und da ein dunkler Tannenwald, oder ein einsam gelegener Bauernhof das winterliche Kolorit der Land-

schaft unterbrachen. Ueberaus prächtig und malerisch erschien der Bielstein, ein mächtiger Basaltfelsen, dessen schwarzes Steingeklüft mit dem im Schnee leuchtenden Gipfel, aus der Ferne betrachtet, einem riesigen Memnonsantlitze glich, das halb im Wüstensand versunken mit stummen großen Augen den Wanderer anstarrt. Um den waldbedeckten Hoherodskopf, den höchsten Gipfel des Vogelsbergs, lagerten dichte Nebel, aus welchen der alte steinerne Thurm auf der Höhe nur in grauen, undeutlichen Umrissen hervorschaute.

Ernst, ein gewandter Eisläufer, glitschte mit Windeseile über die spiegelglatten Eisflächen dahin; ihm war so froh und frisch zu Muthe in dieser stummen wilden Natur der Heimath wie einst als Knabe, und fast vergaß er über der sonnig klaren Luft des scharfen Nordost's, der über die schneebedeckten Höhen des Oberwaldes dahin fuhr und die Nebel immer höher an den Bergen hinauf jagte. Dabei war es so still, so schweigsam in dieser kalten und doch so schönen Winterwelt, und die Eisblumen an den kahlen Sträuchern und Halmen blitzten und funkelten so zauberisch im Krystallglanz wie gesponnenes Glas, als wollten sie der Erde des Frühlings Luft und Glanz ersetzen. Kaum zeigte sich ein lebendes Wesen im öden Gefilde; nur einmal huschte ein Hase dicht vor unserem Wanderer aus seinem Lager auf und in der Nähe des

Tannensteins hüpfte ein Rothkehlchen leise singend aus der Dornhecke hervor, flog eine zeitlang wie verwundert über die fremde Menschenerscheinung von Zweig zu Zweig neben ihm her und schien ihn fragen zu wollen, woher des Weges er komme und was ihn, den Fremdling im feinen warmen Pelzkleid, zu dieser Fußwanderung auf des Vogelsbergs rauhen Höhen bewege.

Endlich, es war gegen eilf Uhr Vormittags, gelangte Ernst an den Tannenstein und den Hohlweg. Oben am Rande desselben hinschreitend sah er erwartungsvoll nach dem Thal hinunter, das sich vor ihm zu öffnen begann; denn gleich mußte der Altenhainer Kirchthurm hinterm vordern Hügelrand hervortreten und ein wenig später auch das Dach des Pfarrhauses.

Da plötzlich tönte aus dem Hohlweg zur Seite ein unterdrücktes Seufzen und Schluchzen in sein Ohr, und wie er sich rasch umsah, erblickte er eine alte Bauersfrau, die unten vor dem steinernen Kreuzchen stand, das nur noch mit der Spitze aus der Schneedecke hervorragte. Die Bäuerin war schwarz und sonntäglich gekleidet; sie trug eine weiße Haube mit großem steifem Hinterschild, von welchem ein Trauerband niederhing; in der Hand hielt sie ein Gesangbuch, in dem ein Rosmarinzweig steckte, und so schien sie in

dieser Tracht, obgleich es Werktag war, zu einem Kirchgang gekleidet.

Die Erscheinung der trauernden Alten an dieser Stelle und am kalten Decembermorgen erweckte Ernst's Neugierde; sie merkte indessen seine Anwesenheit erst, als er ihr von oben einen guten Morgen zurief, worauf er schnell durch den tiefen Schnee am steilen Wegabhang hinunterkletterte und ihr nahte. „Was fehlt Euch, liebe Frau?" fragte er in mitleidigem Tone. „Ihr weint da am Kreuz, das der Schnee bedeckt, und denkt in Euerer Trauer nicht an Euer Alter in der eisigen Kälte."

„Ach, Herr!" erwiderte die Bäurin und trocknete sich mit der schwarzen Taffetschürze die Augen. „Grad' an mein Alter dacht' ich eben, wie ich vor dem Kreuzchen stand, und daß ich so großes Herzeleid noch in meinen alten Tagen erleben muß." — „Hat etwa das Kreuz da für Euch eine besonders traurige Bedeutung?" fragte Ernst weiter. — „Freilich," antwortete sie schwer seufzend. „Der Herr ist wohl fremd im Vogelsberg, sonst müßt' Er sicherlich die Geschichte vom Tannenschütz wissen, von der eben die Leute weit und breit reden." — „Ich kenne die schreckliche Geschichte," sagte Ernst; „auch bin ich keineswegs so fremd im Vogelsberg, wie Ihr meint. Selbst den Konrad Wahl und den Heinrich Falk kenne ich persönlich."

Da stieß die alte Frau einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus, schlug erschüttert die Hände zusammen und rief: „O lieber Jesu! so ist Er gewiß der Freund des Herrn Pfarrers zu Altenhain, von dem mir das arme Ammychen so oft erzählte?" — „Der bin ich allerdings," versetzte er und sah verwundert die alte Bäuerin an, die hierauf in lautes Weinen ausbrach, und schluchzend seine Hand erfassend, ausrief: „Ach Gott! ach Gott! So brauch' ich mich auch nicht vor Ihm zu schämen, wenn ich's sage, daß ich des verrufenen Konrad Wahls einzige Schwester bin vom Gaulenhof drüben hinter'm Berge und vor Jammer und Herzleid um den schändlichen Menschen mir die Seele ausweinen möchte!"

„Was könnt' Ihr für seine Unthat?" erwiderte Ernst tröstend. „Schrecklich ist's freilich immer, einen solchen Bruder zu haben, aber zu schämen braucht Ihr Euch darum nicht; denn Euch sieht man's gleich an, daß Ihr gut und ehrlich seyd." — „Das ist alles recht," sagte die Alte und weinte noch heftiger. „Hätt' ich nur den heutigen Gang nicht nach Altenhain zu machen, so wollt' ich schon gerne mein Lebenlang des Kastenmeisters Schwester heißen — aber so — —"

„Habt Ihr denn heute Gottesdienst im Dorfe?" fragte Ernst. „Es ist Werktag und doch tragt Ihr Sonntagskleider und habt auch ein Gesangbuch?" —

„Ach ja, ein Gottesdienst am offenen Grabe!“ sprach sie gedankenvoll vor sich hin, und indem sie den Fragenden mit trauernder Miene anblickte, fügte sie hinzu: „Das weiß der Herr also noch nicht, daß wir heut' eine Leiche im Dorfe haben, eine schöne junge Leiche, um deretwillen ich mich schwarz trage und für die ich auch den Rosmarinzweig da —“

„Ammy!“ rief Ernst, von einer dunkeln Ahnung ergriffen. — „Eben das Ammychen wird heute begraben,“ versetzte die Alte gedämpft. „Vorgestern Nacht hat der liebe Gott sich ihrer erbarmt und sie zu sich genommen. Was der Himmel der Erde nicht gönnt, das nimmt er ihr frühe mit ihrem Liebsten weg, und die Leute nennen das dann am gebrochenen Herzen sterben.“ — „O erzählt mir doch!“ rief er auf das Tiefste erschüttert; „hatte denn Ammy nicht noch ihren Rudolph?“

„Hätt's sterben können, wenn der Rudolph ihm geblieben?“ erwiderte die Bäurin. „Das ist's ja gerade, warum alle Welt am Leid der Beiden so innigen Antheil nimmt! Denn was war die Unthat der Alten gegen die Noth, die den Jungen auferlegt wurde! O Jesu! das ist eine so sonderbare Geschichte, daß man eigentlich gar nicht recht drüber nachdenken sollte, weil man sonst an allem in der Welt irre werden möchte. Ja, ja; ihre Liebe war wohl zu heiß, und sie hatten

auch sonst schon zu viel durchgemacht, als daß sie den letzten Schlag standhaft hätten aushalten sollen; darum, wie die Leute glaubten, nun wäre alles gut und sie hätten den Berg hinter sich, kam erst das Schlimmste über sie und brachte beiden den Untergang."

Sie hielt einen Augenblick nachdenkend inne und fuhr dann fort: „Ja so, der Herr weiß noch von allem so gut wie nichts, und ich glaubte doch, so eine Geschichte wüßten alle Leute; nun, ich will's Ihm verdeutlichen, wenn ich's auch selber noch immer nicht recht begreife. — Wie der Konrad und der Falk in's Gefängniß abgeführt waren, da verschwand auch der Rudolph auf einmal aus dem Dorfe und hatte weder der Ammy noch sonst einem Menschen etwas davon gesagt. Niemand wußte, wo er hingekommen war, bis er erst nach acht Tagen wieder bleich und elend nach Altenhain zurückkehrte. Kaum erkannte man ihn wieder, so abgezehrt sah er aus; die Augen lagen ihm tief im Kopf und kein Blutstropfen Farbe war mehr in seinem Gesicht. Er war, wie er sah, daß alles verloren und die Mordgeschichte durch ihn an's Tageslicht gekommen sey, beim Landesherrn in der Residenz gewesen und hatte den Fürsten um seines alten Vaters Begnadigung angefleht, konnte aber nichts ausrichten und mußte mit Kummer hören, daß den nichts vom lebenslänglichen Zuchthaus retten könne. Das, mein'

ich, hat ihm den Herzstoß gegeben, und so kam der arme Mensch wieder ins Dorf, als ob er wisse, daß ihn hier sein Grab erwarte. Ammy sah ihn von weitem die Straße heraufschleichen und stürzte ihm entgegen; er aber kannte sie kaum mehr, hieß sie kalt von ihm ablassen und sagte, daß er seines Vaters Sohn bleibe und keine Rede mehr von der Heirath mit ihr seyn könne. Ach! da hättet Ihr den Jammer des armen Mädchens sehen sollen! Es hatte alles verloren um seiner Liebe willen, hatte dem Rudolph das vergrabene Messer verrathen, was die Ursache von allem Unglück wurde, und nun stieß auch noch der Liebste sie grausam von sich und fluchte der Stunde, wo er ihr Treue geschworen und seinen Vater damit in lebenslängliche Gefangenschaft gebracht habe!"

„Ein paar Tage glaubten wir, sie verliere wirklich den Verstand, bis der Rudolph, der ihr so großes Leid angethan, wieder zu ihr kam und sie ein langes Gespräch unter vier Augen mit einander hatten. Was sie da ausgemacht haben, weiß der liebe Gott; aber seitdem gingen sie wieder mit einander, waren häufig beisammen, entweder sie auf dem Herrnhof oder er bei Ammy im Hause. Aber von Liebe war nichts mehr zwischen ihnen zu merken, und eher hätte man sie für Bruder und Schwester halten mögen als für zwei Leute, die sich das Jawort gegeben und einander so

herzlich gut gewesen waren. Beide schienen beständig niedergeschlagen, alle Fröhlichkeit war von ihnen gewichen, und wer's nicht schon wußte, hätte es ihnen auf den ersten Blick ansehen müssen, daß ihnen das beste Leben zu Grunde gegangen und sie nur noch wie aus Gewohnheit zusammenhielten."

„Ich traute dem Ding gleich von Anfang nicht; denn immer hatten die beiden was Apartes an sich gehabt und das Leid von wegen der großen Feindschaft der Väter stand den Unglückskindern ordentlich im Gesicht geschrieben. Lange konnt's auch in dieser traurigen Weise nicht fortgehen, denn sie marterten sich zu Tode, eines um des andern willen, das sahen alle Leute, und mir kam's immer vor, als wenn sie etwas Heimliches mit einander abgeredet hätten und nur noch nicht darüber einig wären, wie sie's ausführen wollten. Der Rudolph aber wußt's am Ende doch und hat's auch richtig, Gott verzeih' ihm die Sünde! gethan; denn eines Morgens fand ihn der Waldhüter droben auf dem Tannenstein als Leiche, er hatte sich erschossen auf demselben Platz, wo er sonst mit Ammy beisammen gesessen und ihr ewige Treue geschworen hatte."

„Wie man dem armen Mädchen die Schreckenskunde hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, als wäre ihr die Seele gesprungen, worauf sie wieder still

wurde und seitdem auch nicht mehr von dem Rudolph gesprochen hat. Aber der Tod saß ihr von der Stunde an in den Augen. Acht Tage später holte man mich vom Gaulenhof, weil Ammy in der Nacht schwer erkrankt sey und nach mir begehre. Sie hatte fürchterliche Krämpfe bekommen, alle ihre Glieder waren wie gelähmt. Ich habe manchen Menschen in schweren Nöthen sterben sehen, aber solch ein Sterben mit gebrochenem Herzen kannt' ich noch nicht. Vierzehn Tage rang sie mit dem Tode, ehe Gott sie erlöste; nur in der letzten Stunde lag sie ruhig und schmerzlos da und lächelte ihrem Schwesterchen zu, das ich auf dem Arme hatte. Wie sie aber die Hände nach dem Kind ausstreckte, fiel sie auf's Kissen zurück und war todt."

„Heute wird sie neben dem Rudolph begraben, und der Herr kommt eben noch recht, um das schöne Ammychen auf seinem letzten Gange zu begleiten. Das ganze Dorf trauert um sie, als sey allen ein Engel gestorben. Ach Gott! ach Gott! wir alten Leute heißen oft wunderlich und sonderbar, aber die Jungen treiben's, weiß der Herr, nicht besser. Da hätten sie nun glücklich werden können, trotz der blutigen Schuld ihrer Väter; denn sie waren ja reinen Herzens und liebten einander treulich trotz der Alten Feindschaft; — aber nein! Wie's zum Halten und Binden für immerdar kommen sollte, gehen sie auseinander nach so viel

treuer und standhafter Liebe, und nur im Grabe finden sie sich wieder!" —

Unter diesem Gespräche waren sie am Dorfe angelangt, und die Bäuerin hätte Ernst wohl noch weiter erzählt, wenn ihnen nicht plötzlich das Geläute der Glocken die Beerdigung angekündigt hätte. Rasch eilten beide vorwärts, und wie sie in das Dorf einschritten, schlug die alte Bäuerin laut jammernd die Hände zusammen; denn eben bog der Leichenzug um die Ecke und bewegte sich langsam, unter dem Gesang der Schuljugend, die Dorfstraße herauf. Der Sarg, in welchem man das schöne Ammychen seinem Bräutigam zutrug, war über und über mit Kränzen und Blumen geschmückt, freilich nicht mit denen des Frühlings, sondern nur mit bunten Flitterblumen, aber doch gar anmuthig bräutlich, als wenn man noch bis zum Grabesrand des Lebens holde Täuschung habe festhalten wollen.

Ernst blieb, des Zuges harrend, am Eingange zum Friedhof stehen, dort wo er vor wenig Monaten bei seiner ersten Ankunft im Dorfe das schöne Ammychen gefunden hatte. Das Ganze machte auf ihn einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck und auch ohne seine persönliche Beziehung zu der Dahingeschiedenen hätte dieser Anblick sein innigstes Mitgefühl erweckt. Der reine Glanz des Schnee's, welcher alles

blendend überschimmerte, dazu die schwarzen Trauergestalten, die bunten Blumen und das einförmige Kirchenlied der hellen Jugendstimmen, welches der alte Dorfschullehrer nach jeder Strophe von neuem anstimmte — alles das im Verein mit der Betrachtung des wahrhaft tragischen Schicksals, das hier seine letzten Klageakkorde ausspielte, erhöhte in ihm noch das Melancholische des Eindrucks und rührte mächtig erschütternd sein innerstes Gemüth. Er hatte ein Gefühl, als würde in dieser Stunde seine eigene glückselige Kindheit, die er in Altenhain verlebt hatte, zu Grabe getragen; und wie noch jüngst der Anblick des schönen Ammychens ihm diese zuerst wieder so recht lebendig in's Gedächtniß zurückgerufen, so erschien ihm heute der lange Leichenzug mit dem blumengeschmückten Sarge als die letzte Erinnerung an dieselbe.

Jetzt nahten die Träger mit dem Sarge der Treppe; der alte Tannenbaum schüttelte leise wie zum Weihnachtsgruße aus seinen grünen Zweigen Schneeflocken auf die Blumen und Bänder; Ernst erblickte hinter dem Sarge den Freund im Priesterornat und auch Burkhard ward seiner ansichtig. Sie drückten sich die Hand und jener sagte erschüttert: „Das also ist der Ausgang!“ — „Und der Eingang zum Frieden,“ entgegnete der Pfarrer bewegt.

Ernst wohnte der Beerdigung bei, bis der Sarg in die Grube gesenkt war und das Grab auch diese seltene Perle des Lebens in seine dunkle Tiefe hinabgezogen hatte, worauf er sich leise, da Burkhard seine Rede begann, vom Friedhof entfernte, um in's Pfarrhaus hinüber zu eilen.

Auguste, die ihn schon gesehen hatte, flog ihm auf der Treppe entgegen; er drückte sie an sein Herz und sagte: „Vergib mir, Geliebte, daß ich erst dem todten Ammychen meine letzten Grüße in's frühe Grab nachrief, ehe ich dir den Gruß und Kuß meiner lebendigen Liebe brachte!" — „Wo fände diese auch schöner und himmlischer ihre Kraft und Weihe als am Grabe der todten?" erwiderte sie gerührt. „Komm, du Theuerer, und laß dich dafür noch einmal umarmen. Daß du, deinem Glücke so nahe, der Trauer um das fremde Unglück nicht vergaßest, das soll mir unvergeßlich bleiben."

Druckerei des k. Bürgerhospitals Mannheim, November 1851.

Müller, Otto,

Der Tannenschütz Weihnachts-Novelle für 1851

Bremen 1851